

Dieses Buch lädt ein, einen praktischen Denkweg zu wandern, auf dem Sie Einsicht gewinnen in Ihr eigenes Menschenbild, dessen Schatten und Chancen; Sie lernen, es selbst aktiv immer wieder neu zu erzeugen – um aus Einsicht verantwortlich handeln zu können. So entsteht statt gegebener, fester Vorstellungen ein lebendiger Vollzug eines geistesgegenwärtigen Denkens.

ISBN 978-3-402-24684-9



9 783402 246849

 **Aschendorff**
Verlag



Denkwanderung zur Selbsterkenntnis

WERDEBUCH 

L. Fechner · W. Gutberlet · J. Hueck · H. Schwaetzer

WERDE BUCH₁

Denkwanderung zur Selbsterkenntnis

 **Aschendorff**
Verlag

WERDE BUCH₁

Denkwanderung zur Selbsterkenntnis

Lydia Fechner · Wolfgang Gutberlet · Johanna Hueck · Harald Schwaetzer

Inhalt

Vorwort	5
1. Welche Sicht auf den Menschen tragen wir mit uns?	11
2. Was sind die Voraussetzungen für die Bildung eines Menschenbildes?	23
Zweifel: ein Weg zur verlässlichen Erkenntnis	23
Das Ich denken	29
Der Mensch als Werdender	37
Der Mensch als Bild Gottes	41
I. Die geistige Realität von Mikro- und Makrokosmos	45
II. Einsicht ist eine Frage der Moral	50
III. Denkende Orientierung in einer fließenden Welt	58
IV. Was ist Wahrheit?	63
V. Ein neues Sehen der Welt	69
VI. Wirkung, Wirken, Erscheinung, Wesen	75
VII. Zusammenfassung	81
3. Wie gelangen wir von der Ebene des Gewordenen auf die Ebene des Werdens im lebendigen Denken?	85
Eintrag ins Werdebuch	85
Leben, Denken, Ich	87
Wirklichkeit betrachten mit der Brille des lebendigen Denkens	97
Die Wahrnehmung der Idee in drei Schritten	102
I. Den Winkel vorstellen	106
II. Den Winkel bewegen	107
III. Erfahrung des Denkens	109
Eintrag ins Werdebuch	114

4. Wie gelangen wir von der Ebene des Gewordenen auf die Ebene des Werdens im Wahrnehmen?	119
Die Bruchstückhaftigkeit unserer Wahrnehmungen	119
Die Ausbildung der Wahrnehmung für das Lebendige	123
Gemeinsame Urteilsbildung	129
Vermannigfaltigung der Wahrnehmungen	134
Der Urtypus als geistiges Band	136
Wahrnehmung des Menschen	139
5. Werdebewusstsein: Freiheit, Kreativität und lebendiges Menschenbild	147
Dimensionen des Werdens im Alltag	149
Vita der Autoren	166
Impressum	168

Vorwort

Dieses Buch möchte auf das Selbstverständlichste unseres täglichen Lebens aufmerksam machen. Auf etwas, das wir alle mit uns herumtragen, von dem her wir denken und handeln und das gerade aufgrund seiner Selbstverständlichkeit zumeist verborgen bleibt: unser Bild vom Menschen.

Die Frage nach dem, was den Menschen ausmacht, ist so alt wie die Geschichte des Menschen selbst. Und sie ist zugleich immer neu, denn sie wird von jedem Menschen in jedem Moment seines Lebens in seinen Gedanken, Gefühlen und Handlungen erneut beantwortet – auch wenn es unbewusst geschieht.

Im Mittelpunkt dieses Buches steht die Frage, wie ein Menschenbild in uns entsteht. Die Reflexion dieses Prozesses und seine souveräne, gestaltende Aneignung durch den Menschen selbst, werden wir ein „lebendiges Menschenbild“ nennen. Diesem Buch werden zwei weitere folgen, von denen das eine die Frage danach stellt, wie sich von der Perspektive eines lebendigen Menschenbildes aus die Einrichtungen des sozialen Lebens gestalten lassen, während das andere auf konkrete Ansatzpunkte im tagtäglichen Leben blicken wird, an denen ein lebendiges Menschenbild neue Perspektiven aufschließen kann.

Wie gelangen wir zu einem solch lebendigen Menschenbild?

Zunächst bildet sich unsere Sicht auf den Menschen meist unbewusst. Wir alle tragen irgendwelche Eindrücke und Erfahrungen mit uns herum, die sich zu einer Sicht auf den

Menschen verdichten, die sich uns aber auch oft als hemmende Vorurteile in den Weg stellen. Wer kennt nicht das vorschnelle Urteil über einen Menschen, einfach weil man aus vergangenen Erfahrungen, aufgeschnappten Meinungen oder durch familiäre Prägungen gebildete Vorstellungen auf diesen Menschen blickt? Das erste Kapitel beschäftigt sich mit diesen Vorurteilen, die wir als gewordene, unbewusste Bilder in uns tragen.

Zugleich erleben wir täglich, dass Menschen uns überraschen und uns dazu anregen, unsere Vorurteile umzubilden. Wenn wir einen Menschen über eine längere Zeit seines Lebens kennen und begleiten, dann können wir bemerken, wie sich dieser im Laufe seiner Biographie entwickelt, und wenn wir ganz genau hinsehen, können wir wahrnehmen, wie jeder Mensch in Wirklichkeit jeden Tag ein wenig anders, jeden Tag neu wird – ohne je aufzuhören, dieser einzigartige, unverwechselbare Mensch zu sein. Dadurch werden wir angeregt, unsere Vorstellungen von diesem Menschen im besten Falle immer wieder zu korrigieren, und es wird deutlich, dass unser Bild vom Menschen selbst eigentlich ein lebendiges, bewegliches bleiben muss.

Um diesen Prozess näher zu betrachten, wird im zweiten Kapitel nach den Voraussetzungen für die Bildung eines Menschenbildes gefragt. Indem man Voraussetzungen von etwas in den Blick nimmt, hält man im Wandern inne, um den Boden zu betrachten, auf dem man steht und geht. Dadurch werden das eigene Denken und Handeln nach und nach ins Bewusstsein gehoben und dadurch gestaltbar. Wir können uns freier bewegen und werden nicht so sehr bestimmt von unbewussten Vorstellungen.

Aber damit ist noch nicht die Frage beantwortet, wie ein lebendiges Menschenbild tatsächlich entsteht, das mit dem Menschen als sich entwickelndem Wesen rechnet. Das dritte und vierte Kapitel beschäftigen sich entsprechend mit der Frage, wie wir sowohl im Denken als auch im Wahrnehmen von der Ebene des Gewordenen auf die des Werdens, also des Lebendigen gelangen. Jedes feste Bild vom Menschen greift immer schon zu kurz, denn es verpasst dessen Entwicklung, weil es selbst nicht dynamisch ist, sondern starr bleibt.

Nachdem so der Boden bereitet ist für die Frage nach der Ausbildung eines lebendigen Menschenbildes, wird im fünften Kapitel nach den Konsequenzen eines solchen für unseren Alltag gefragt. Welche Möglichkeiten ergeben sich aus der Ausbildung eines lebendigen Denkens und Wahrnehmens für unser Leben? Wie lassen sich diese im Tagtäglichen üben und vertiefen?

In diesem Sinne will das Buch eine Handreichung sein, um sich mit dem Menschenbild als Fundament unseres täglichen Lebens auseinanderzusetzen. Es möchte das Selbstverständliche befragen und dadurch in Bewegung bringen. Es möchte einladen, denkend und handelnd unser Menschsein zu befragen. Es möchte den Leserinnen und Lesern eine Anregung sein, aus der Bildbarkeit des Menschenbildes Ermutigung für den Alltag zu erfahren.

Deshalb ist das Buch als „Arbeitsbuch“ angelegt, das ein Dreifaches zum Ziel hat: Erstens soll der Haupttext dazu einladen, in einen Gedankenvollzug einzutreten, der als Vollzug auf das Menschsein selbst verweisen möchte. Inspiration erhält dieser

Gedankenvollzug aus der Philosophie, die sich Zeit ihres Bestehens mit der Urfrage: „Was ist der Mensch?“ beschäftigt hat und insofern einen unerschöpflichen Ideen-Fundus bereithält. Mit den erläuternden Anmerkungen am Rand sollen zweitens die Hintergründe zu einzelnen Philosophen und Grundbegriffen erschlossen werden, sodass die Leserin und der Leser einen Eindruck von wichtigen Individualitäten der Philosophiegeschichte erhalten. Der wesentlichste Aspekt, der das Buch erst zum Werdebuch werden lässt, ist allerdings die Einladung, sich über die bloße Lektüre hinaus die Inhalte des Buches zu eigen zu machen. Hierzu dienen drittens sowohl die Übungsanregungen, die in jedem Kapitel zu finden sind und die ein innerliches Umgehen mit der Frage des Menschseins anregen wollen, sowie die Möglichkeit, die freien Seitenränder des Buches zur Formulierung eigener Gedanken und Überlegungen zu nutzen.

Das Buch ist einer gemeinsamen inhaltlichen Arbeit der Autoren erwachsen. Die Texte selbst sind in ihrer ersten Fassung von jeweils einer oder einem der Autorinnen und Autoren geschrieben und dann von den anderen überarbeitet und gefeilt worden. Sie werden beim Lesen bemerken, wie sich der Stil der Texte je nach Kapitel und je nach Textart ändert, ohne dass – so die Hoffnung – der Gedankenbogen des Buches dadurch behelligt wird. So ist dieses Buch ein Ergebnis sowohl individuell erarbeiteter als auch gemeinsam geteilter Gedanken, an denen Sie nun wiederum eingeladen sind, selbst Teil zu haben und weiterzudenken.

Mit diesen Vorbemerkungen beginnen wir nun zunächst damit, auf das zu blicken, was wir als Sicht auf den Menschen in uns tragen.

1. Welche Sicht auf den Menschen tragen wir mit uns?

Über die Frage, was der Mensch sei, haben Philosophen seit jeher nachgedacht. Auch wenn man sich die Frage noch nie bewusst gestellt hat, kann man bemerken, dass jeder Mensch in irgendeiner Weise ein Verständnis des Menschen mit sich herumträgt. Einerseits erkennen wir einen Menschen immer als einen solchen. Wir haben also eine mehr oder weniger klare Vorstellung davon, wie ein Mensch aussieht und wie er sich verhält. Versuchen wir, diese Vorstellung in Worte zu fassen und sie zu verallgemeinern, bemerken wir allerdings, wie schwer es ist, das Menschsein so zu fassen, dass es in ehrlicher Weise unserem Erleben entspricht.

Wir können zunächst von der Gestalt des Menschen ausgehen. Ein Mensch ist ein zweibeiniges, aufrecht stehendes und gehendes Wesen, das einen Kopf, einen Rumpf und Gliedmaßen besitzt. Damit ist aber noch nichts über sein Innenleben oder über die ihm zukommenden Fähigkeiten gesagt.

Wir können Letztere beschreiben: Der Mensch ist ein sprechendes, denkendes und aus eigenem Ermessen handelndes Wesen, das mit seinem Leib in die natürlichen Kreisläufe eingebunden ist und mit seinem Denken und Handeln zugleich aus ihnen herausragt, denn er kann sich gegen die Natur stellen, er kann sich von ihr emanzipieren. Damit ist aber noch nichts über die Entwicklungsfähigkeit des Menschen gesagt.

Der Versuch, eine Definition des Menschen auf diese Weise zu bilden, bleibt blass und abstrakt, denn wir merken schnell, dass wir im Alltag aus einem unbewusst gebildeten Menschenverständnis handeln, das wir, gebildet durch übernommene kulturelle Vorstellungen und durch gemachte Erfahrungen, mit uns herum tragen. Außerdem bleibt es insofern widersprüchlich, als es sich je nach dem Menschen, dem wir gegenüberstehen, als ein anderes darstellt.

Um an diese Sichten auf den Menschen heranzukommen, können wir zunächst versuchen, zu beobachten, wie wir über Menschen denken, wenn wir ihnen begegnen und von diesem unbewusst in uns vorhandenen Menschenverständnis ausgehen.

Wer kennt nicht die Situation, einem Menschen im Alltag gegenüber zu stehen und unmittelbar innerlich ein Urteil vorzufinden? Wer fühlt sich bei der Lektüre der folgenden kleinen Beispiele nicht erinnert an eigene Urteile und Sichten auf Menschen und auf uns selbst, die einem begegnen?

Die Frau kann's. Meine neue Chefin ist wirklich eine tolle Person. Total souverän und dabei äußerlich immer wie aus dem Ei gepellt. Die Ruhe selbst – auch in Situationen, in denen ich sofort in die Knie gehen würde. Gerade letztens haben sie gleich drei Kollegen zu Beginn der Sitzung in die Zange zu nehmen versucht. Sie hat sie einfach unterbrochen und erst einmal 20 Minuten klargestellt, wer hier das Sagen hat. Sie hat sich das Heft nicht aus der Hand nehmen lassen und den drei Herren Paroli geboten. Am Schluss konnten die nur noch kläglich die ganze Sache abnicken.

Wie die reden kann. Selbstbewusst auftreten. Klare Haltung, auch älteren Abteilungsleitern gegenüber. Sogar beim Geschäftsführer hat sie vor zwei Wochen ihre Bedingungen durchgesetzt. So wäre ich auch gerne. Aber daraus wird wohl nie etwas. Ich verstehe ja noch nicht einmal so genau, was sie sagt beim Reden, wenn ich ehrlich bin.

Dabei kann sie auch zuhören. Ich selbst habe es erlebt. Als sie mich in ihr Büro gebeten hat, um sich zu erkundigen, ob sie mir irgendwie die viele Arbeit in diesen Monaten erleichtern kann. Aber ich habe natürlich so getan, als hätte ich alles im Griff. Hab ich ja auch. Jedenfalls mehr als die Kollegin aus dem Vertrieb, die offensichtlich immer hinterherhinkt mit den Bestellungen. Und ständig krank ist. Wenn ich nur die Chance bekäme und aus dem Kleinkram raus, könnte ich zeigen, was ich wirklich kann.

Mit 85 immer noch jeden Tag ins Schwimmbad, danach in die Gemeinde, wo sie für Obdachlose kocht. An drei Nachmittagen pro Woche hilft sie noch bei der „Tafel“ aus. Dabei sagt man, sie habe Krebs gehabt, aber diesen durch ihren unbeugsamen Willen und ihren Optimismus überwunden. Ihr Mann ist bereits vor zwanzig Jahren verstorben, aber sie hat sich nicht unterkriegen lassen. Einmal sagte sie mir, sie hätte sich nie die Zeit zum Trauern erlaubt.

So sieht echte Selbstlosigkeit aus. Was für andere tun. Nicht ins Grübeln kommen. Das lähmt nur.

Über uns ist eine vierköpfige Familie eingezogen. Ausländer. Syrer. Nein, keine Flüchtlinge! Der Mann arbeitet am Flughafen

(als was, weiß ich nicht): Darauf legen sie wert. Sie trägt draußen ein Kopftuch und einen langen Mantel. Aber eigentlich geht sie nicht raus. Einmal habe ich sie alleine vor der Tür gesehen, als sie mit den beiden kleinen Mädchen (die zum Glück NOCH kein Kopftuch tragen müssen) spazieren ging.

Unsere Vermieterin – eine emanzipierte, sehr selbstbewusste Frau – hatte bei der ersten Wohnungsbesichtigung nur den Mann gesehen. Jetzt ist auch sie beunruhigt. Sagt, der Fernseher laufe zu oft (das sei schlecht für die Kleinen) und sie würde dafür sorgen, dass sie in den Kindergarten kämen. Möglichst rasch. Und Deutsch lernen. Dabei sind sie doch keine Flüchtlinge! Das betonen sie selbst sehr. Nun, die Kinder sind laut und unerzogen. Vielleicht kommt das daher, dass sie eigentlich, ebenso wie ihre Mutter, nie raus dürfen. Kinder brauchen doch Bewegung!

Ich bin froh, dass wir keinen Kontakt haben. Der Mann bleibt im Auto sitzen, wenn er uns sieht. Wohl weil die Kinder so laut sind. Scham? Wenn man aber mit solchen Leuten Kontakt aufnimmt und sie einem vertrauen, wird man sie einfach nicht mehr los. Wir kennen das. Aber sie sind keine Flüchtlinge, das betonen sie sehr.

In der Stadt ist es laut und anonym. Zu viele Eindrücke, der Zwang zum „hip“ sein. Überhaupt nervt mich diese junge Generation mit ihren unverbindlichen Lebensentwürfen („Lebensentwürfe“ – wie das schon klingt ...) und polyamourösen Lebensabschnittspartnerschaftsexperimenten. Die sollen mal was Richtiges arbeiten und sich nützlich machen für die

Gesellschaft. Dann können sie immer noch Start-ups gründen und danach pleitegehen, grüne Smoothies trinken und freie Schulen gründen, wo keiner mehr die Kinder richtig erzieht.

Ich bin ja nicht spießig! Aber die verwöhnten Selbstverwirklicher mit Hang zur (Pseudo-)Weltrettung und zu viel Zeit, über Genderfragen zu diskutieren gehen mir wirklich auf die Nerven. Da lebe ich lieber auf dem Land. Da weiß man noch, wer Mann und wer Frau ist, braucht sich nicht als Veganer zu tarnen und auch nicht zu schämen, ein gedecktes Schnitzel zu bestellen. Weicheier, diese Jungen.

Mein Gott, ist der Typ arrogant! So ein verdammter Alt-Achtundsechziger mit schleimigem Schulterklopfen nach jedem fünften Satz. Dabei bildet er sich sonstwas auf seinen Professorentitel ein, tut aber so, als sei er wahnsinnig bodenständig. Mit jedem gleich per Du! Darfst mich Dieter nennen. Wie schrecklich!

Bei der nächsten Gelegenheit werde ich ihm zeigen, wer hier die intellektuellen Battles gewinnt. Wenn es um Philosophie geht, kann er mir nicht das Wasser reichen. Er ist ja sowieso ohne jeden Tiefgang. Na ja, wahrscheinlich muss man ihn auch gar nicht ernst nehmen. Ich ignoriere ihn einfach. Dann habe ich ein Problem weniger.

Herr Müller trinkt. Herr Müller ist aber auch der erfolgreichste im Vorstand der Firma. Er fährt einen Porsche 911, im Sommer einen alten Jaguar und er besitzt ein Architektenhaus in Halbhöhenlage. Und eines in Südtirol, von dessen Terrasse aus man

in die besten Weinlagen schaut. Dorthin lädt er oft Freunde ein. Herr Müller hat viele Freunde, denn er ist großzügig.

Besonders bewundern kann man Herrn Müller, wenn man weiß, dass er aus den einfachsten Verhältnissen stammt. Er ist bis zum 9. Schuljahr gekommen, dann hat er gleich angefangen, seine eigenen Geschäfte zu machen. Kaputte Radios repariert und verkauft, Leute dafür bezahlt, die Radios zu beschaffen und zu reparieren, seinen ersten Laden für Elektrogeräte eröffnet. In der Kleinstadt jeden kennen, der was zu sagen hat. So ging es schnell nach oben.

Herr Müller trinkt, weil er nicht weiß, warum er das alles tut. Aber die Leute denken, Herr Müller ist erfolgreich.

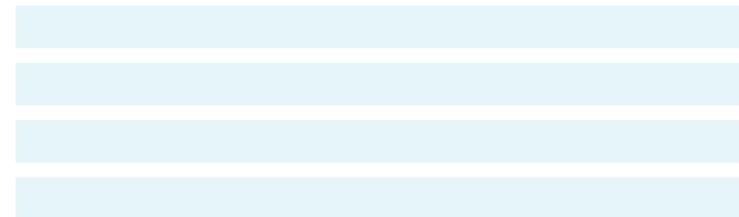
Man glaubt es kaum, wie viel Raum ein einziger Mensch einnehmen kann. Wenn unser Chef das Besprechungszimmer betritt, hat er gleich die volle Aufmerksamkeit. Er kommt immer eine Minute zu spät, so dass alle schon warten. Er ist gut angezogen, immer mit Krawatte. Er schaut jeden einzelnen an. Seht und siehe – hier bin ich.

Letzte Woche sah ich ihn im Treppenhaus stehen. Er starrte auf sein Smartphone und bemerkte mich nicht. Wie einsam er war.

Übung:

Setzen Sie sich abends hin und überlegen Sie, welchen Menschen sie heute begegnet sind. War es die Frau an der Kasse im Supermarkt, die ein müdes Gesicht machte? Wie haben Sie über sie gedacht? Oder war es der Nachbar, der noch spät abends mit der Bohrmaschine in der Wohnung unter Ihnen zu hantieren begann? Oder vielleicht Ihre Kollegin, die Sie in der Besprechung schon wieder mit ihren Kommentaren aufgebracht hat?

Eigene Gedanken



Was wir an diesen alltäglichen Situationen bemerken können ist, dass wir je nach Situation und je nach Mensch, der uns begegnet, andere Vorstellungen verbinden, die nur diffus mit dem Menschsein im Allgemeinen zusammenhängen. Würden wir versuchen, diese Vorstellungen in ein einheitliches Bild über den Menschen zu bringen, würden wir bemerken, dass sie sich ständig widersprechen. Denn das, was wir unbewusst in uns herumtragen, sind eigentlich nur Fragmente eines Menschenbildes, die je nach Menschengruppe oder je nach dem konkreten Menschen, der mir gegenübertritt, variieren.

Wenn wir ehrlich sind, dann müssen wir wohl sagen, dass wir eigentlich über kein in sich stimmiges Menschenbild verfügen, das uns zur allgemeinen Grundlage unseres Denkens und Handelns dient, sondern dass wir ein Puzzle von unterschiedlichsten Menschenbildfragmenten mit uns herumtragen.

Dabei besteht die Gefahr, dass diese unvollständigen, unzusammenhängenden Fragmente verallgemeinert werden und wir uns mit ihrer Hilfe unbewusst ein Verständnis des Menschen konstruieren, durch das wir wie durch eine trübe Brille auf alle Menschen, die uns begegnen, blicken. So bleiben die Fragmente nicht nur irgendwelche unvollständigen Vorstellungen: weil ich durch sie hindurch auf die Menschen um mich blicke, bestimmen sie auch meinen Umgang mit ihnen.

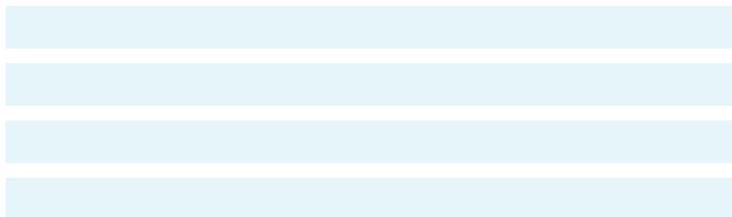
Wir verharren oft auf dieser Ebene der gewordenen Vorstellung, also der inneren Bilder, die wir irgendwann einmal geformt haben, die wir dann nicht mehr hinterfragen und mithilfe derer wir uns mehr schlecht als recht in der Welt orientieren. Wir vergessen dann, die Frage zu stellen, ob wir

diese Fragmente eigentlich vor dem allgemeinen Menschsein verantworten können? Ob sie mit unseren Idealen des Menschseins übereinstimmen?

Auf der anderen Seite sind diese diversen, unzusammenhängenden Bilder die Voraussetzung dafür, dass uns ein Mensch überraschen kann. Hätten wir keine irgendwie geartete Erinnerung daran, wie der Mensch gestern war, dann bemerkten wir auch seine heutige Veränderung nicht. Auch wenn die gebildeten Vorstellungen als gewordene vergangenheitsbezogen sind, stellen sie die Voraussetzung für unser Aufwachen an der Veränderung eines Menschen dar. Sie sind also der notwendige Ausgangspunkt, von dem aus wir nach der Bildung eines lebendigen Menschenbildes fragen, auch wenn in ihnen die Gefahr der Vereinseitigung und der Fragmentierung liegt.

Übung:

Nehmen Sie sich bei nächster Gelegenheit – beim Warten auf den Bus oder während einer Bahnfahrt oder abends vor dem Einschlafen – die Zeit und fragen Sie sich, wann Sie das letzte Mal von einem Menschen überrascht wurden. Denken Sie darüber nach, woraus diese Überraschung entstanden ist. Hat sich dadurch Ihre Vorstellung über diesen Menschen geändert? Können Sie beschreiben, wie sie sich geändert hat?



Die Frage ist also nicht so sehr, wie wir diese Fragmente wegschaffen, denn wir brauchen sie als Grundlage für unser Miteinander, sondern vielmehr, wie wir sie beweglich machen, wie wir sie vertiefen und durch Erfahrungen anreichern können, wie wir sie dem, was Menschsein ist, immer weiter annähern können, sie immer wahrer werden lassen. Dadurch gelangen wir langsam, Schritt für Schritt, zu einem zusammenhängenden, lebendigen Menschenbild.

⋮

⋮ → DAS GEWORDENE BIRGT DIE GEFAHR DER VERHÄRTUNG.
ES IST ZUGLEICH MÖGLICHKEIT UND AUFFORDERUNG,
FÜR DAS WERDEN AUFZUWACHEN.

2. Was sind die Voraussetzungen für die Bildung eines Menschenbildes?

Wir haben an den vorangehenden Beispielen gesehen, dass unser Menschenbild fragmentiert und unvollständig ist. Unsere Aufgabe wird es also sein, einen Weg zu beschreiten, auf dem wir ein zusammenhängendes und von uns selbst verantwortetes Menschenbild bilden.

In diesem Kapitel fragen wir nach den Voraussetzungen, die für die Bildung eines solchen Menschenverständnisses notwendig sind. Dieses Nachdenken kann einen Weg aufzeigen, wie wir zum Gestalter unseres Menschenbildes werden und damit auch zum Gestalter unseres Denkens und Handelns in der Welt.

Zweifel: ein Weg zur verlässlichen Erkenntnis

Es gibt auf den ersten Blick unterschiedliche Wege, die wir dazu einschlagen können. Wir könnten uns zum Beispiel vornehmen, die verschiedenen Fragmente miteinander zu verbinden und dabei in Übereinstimmung zu bringen. Dabei stellt sich aber sogleich eine praktische Frage: Von welchem Vorstellungsfragment, das wir uns weltanschaulich zu eigen gemacht haben, sollen wir ausgehen? Welches bietet Verlässlichkeit? Warum sollten wir eines dieser Bilder einem anderen vorziehen?

An dieser Stelle tut sich eine Schwierigkeit auf, die unüberwindlich scheint. Die Beantwortung dieser scheinbar unüberwindlichen Frage hat sich die Philosophie seit vielen Jahrhunderten zur Aufgabe gemacht – sie ist ihr Metier, ihr ureigenes Gebiet. Denn Philosophen beginnen immer genau dort ihre Arbeit, wo der Alltagsverstand an eine Grenze kommt.

Schon **AUGUSTINUS**, der Theologe und Philosoph, der um 400 n. Chr. lebte und für das Abendland einer der bedeutendsten Denker war, hat einen wirkmächtigen Vorschlag gemacht, wie mit dem Problem umgegangen werden kann. Da wir keinem unserer Vorstellungsfragmente einfach so den Vorzug geben können, sagt Augustinus, dass wir zunächst alle in Zweifel ziehen müssen, d. h. uns grundsätzlich skeptisch gegenüber allen je nur möglichen Vorstellungsfragmenten verhalten sollen.

AUGUSTINUS: 354-430 v. Chr., Philosoph und Kirchenlehrer, war einer der wichtigsten Denker der Spätantike. Besonders bekannt ist er für seine Autobiographie „Bekenntnisse“ („Confessiones“). Augustinus tiefste philosophische Frage war die nach der Wahrheit, die für ihn gleichbedeutend mit

der nach Gott war. Wahrheit muss für ihn immer gesetzmäßig und ewig sein, allerdings ist der menschliche Geist fähig, diese in sein Inneres hineinstrahlen zu lassen. Augustinus psychologischer Zeitbegriff (Zeit ist unlösbar verbunden mit der Erfahrung des Einzelnen und

keine objektive Größe) und seine frühe Konzeption eines individuellen Persönlichkeitsbegriffs machen ihn zu einem Vordenker unserer heutigen Auffassung von menschlicher Biographie und persönlicher Suche nach Erkenntnis.

Damit haben wir einen Schritt vollzogen, der sich so beschreiben lässt: Anfangs haben wir einen Zweifel an einem Vorstellungsfragment gehegt, weil uns klar geworden ist, dass der Inhalt dieses oder jenes inneren Bildes eben ein Fragment ist und nicht mit anderen zusammenstimmt. Nun zweifeln wir nicht aufgrund des Inhalts – also weil eines der Fragmente beispielsweise zu negativ ist –, sondern aufgrund der Form: Wir zweifeln grundsätzlich an allem, was vorstellungshaft und damit unvollständig und festgeworden ist. Wir so kommen zu dem Ergebnis: Vorstellungen, gleichgültig welchen Inhalts, gewähren uns kein sicheres Wissen für ein wahres **MENSCHENBILD**.

Wenn wir das Zweifeln universalisieren, wie es Augustinus vorschlägt, bemerken wir allerdings sofort, dass alles in Frage steht. Gibt es mit dem grundsätzlichen Zweifel an

VORSTELLUNG: das im Bewusstsein aufgrund von vorangegangenen sinnlichen Wahrnehmungen entstandene (Erinnerungs-) „Bild“ eines Gegenstandes oder Vorgangs. Ist die Vorstellung einmal

gebildet, wird sie normalerweise unbewusst auf jede Wahrnehmung angewandt, die sie wie ein Reiz hervorruft – egal, ob sie nunmehr mit dieser Wahrnehmung noch ein Bild der Wirklichkeit erzeugt oder

nicht. In unserem Bewusstsein leben unzählige Vorstellungen, die zunächst nicht mehr geprüft und weiterbewegt werden. Alle unsere Erinnerungen sind Vorstellungen.

unseren Vorstellungen überhaupt etwas, woran wir uns festhalten können? Augustinus geht nun noch einen weiteren entscheidenden Schritt, der ihn über diesen Zweifel wieder hinausführt. Er versucht, den Fall eines universellen Zweifels konkret zu denken. Wie lebt sich dieser Zweifel dar? Er fasst seine Überlegungen in folgende Worte:

„Denn wenn ich mich täusche, bin ich. Wer nämlich nicht ist, kann sich nicht täuschen. Da ich demnach bin, wenn ich mich täusche, wie sollte ich mich darin täuschen, daß ich bin, wenn doch sicher ist, daß ich bin, wenn ich mich täusche? Weil also ich es wäre, der getäuscht würde, wenn ich mich täuschte, täuschte ich mich – fern von jedem Zweifel – nicht darin, daß ich weiß, daß ich bin. Folglich täusche ich mich auch darin nicht, daß ich weiß, daß ich es weiß. Ebenso nämlich, wie ich weiß, daß ich bin, weiß ich auch dies: daß ich es weiß.“¹

„Wenn ich mich täusche, bin ich“ – damit ist eine Fundamenteinsicht geboren. Es kann sein, dass alle Vorstellungsfragmente falsch sind, ich kann an allen zweifeln, aber, solange ich

sie bezweifele, kann ich nicht daran zweifeln, dass ich es bin, der sie bezweifelt, und hätte ich auch zunächst eine ganz falsche Vorstellung von mir selbst. Dieser Gedanke hat tausend Jahre später mit **RENÉ DESCARTES**, der als einer der Begründer der Philosophie der Neuzeit gilt, seine klassische Form gefunden. Auch Descartes setzt bei einem universellen Zweifel an. Dabei geht er soweit, dass er sich vorstellt, es gäbe einen betrügerischen Gott, der es vermöge, ihm nur falsche Vorstellungen zukommen zu lassen. Aber selbst dann gelte:

„Zweifellos bin also auch Ich, wenn er mich täuscht; mag er mich nun täuschen, so viel er kann, so wird er doch nie bewirken können, daß ich nicht sei, so lange ich denke, ich sei etwas. Nachdem ich so alles genug und übergenuge erwogen habe, muß ich schließlich festhalten, daß der Satz ‚Ich bin, Ich existiere‘, so oft ich ihn ausspreche oder im Geiste auffasse, notwendig wahr sei.“²

RENÉ DESCARTES: 1596-1650. Französischer Philosoph, Mathematiker und Naturwissenschaftler. Einer der Begründer des neuzeitlichen Rationalismus und besonders bekannt für seinen Ausspruch „cogito ergo sum“ (Ich denke, also bin ich“). Als Mathematiker hat Descartes eine Methode des Philosophierens entwickelt, in der er fordert, alle Erkenntnisse in kleinen Schritten zu vollziehen, damit

der Verstand sie überschauen kann. Zudem benutzt er den Zweifel an allem, was in den Sinnen, aber auch was im Inneren an Urteilen und Vorstellungen erscheint, als Ausgangspunkt, um zur sicheren Erkenntnis, dem „archimedischen Punkt“ zu gelangen. Dabei entdeckt er, dass er an allem zweifeln kann, nur nicht daran, dass er selbst es ist, der als Denker existiert. Aus dieser Grund-

einsicht heraus bestimmt er den Menschen – ähnlich wie zuvor schon Augustinus – als „res cogitans“ („urteilendes, denkendes Ding“). Der neuzeitliche Subjektbegriff, der den Menschen einer Objektwelt dualistisch gegenüberstellt und Voraussetzung für die moderne Naturwissenschaft wird, findet hierin eine neue Zuspitzung.

¹ Die Stelle mit weiterem Kontext: Augustinus: De civitate Dei XI, 26, 18-32 (CCSL 48, p. 345sq.)

² Descartes: Meditationes II,3.

Jener Satz eines „Ich denke, also bin ich“ / „Cogito ergo sum“ auf Lateinisch, der aus dieser Passage entspringt, ist der Leitstern der neuzeitlichen abendländischen Philosophie geworden. Auch wenn wir an allem zweifeln und damit zunächst fast alles unklar ist, so ist doch ein Ausgangspunkt gewonnen. Dieser Ausgangspunkt enthält zwei Elemente: die Gewissheit eines „Ich“, und das „Denken“, das die Form oder das Mittel ist, mit der sich das Ich seiner selbst bewusst wird.



DER ZWEIFEL IST DER GEBURTSHELPER FÜR DIE
AUFLÖSUNG DES GEWORDENEN HIN ZU EINEM NEUEN WERDEN.

Das Ich denken

Den einfachen Satz „Ich bin Ich“, der jedem Menschen zunächst ohne nachzudenken einleuchtet, so zu bestaunen, dass er Aufschluss über das geistige Wesen des Menschen gibt, war das große Verdienst von **JOHANN GOTTLIEB FICHTE**, einem der drei großen Denker des sogenannten Deutschen Idealismus. Er hat um 1800 einen einzigen Satz zum Ausgangspunkt seines ganzen Philosophierens gemacht: „Ich bin ich“. Dieser Satz, wenn er nicht nur gesprochen, gefühlt, vorgestellt etc., sondern wirklich gedacht wird, bildet für ihn die Grundlage alles verlässlichen menschlichen Wissens. Was aber meint „wirklich gedacht“? Diese Frage wird uns noch länger beschäftigen. Aber einen Aspekt können wir bereits hier beschreiben: Wir wissen, dass wir zumeist schon Vorstellungen über eine bestimmte Sache haben, die uns begegnet. Diese Vorstellungen bestehen aus Erinnerungen oder aus schon gefälltten Urteilen. Meistens treten wir nicht mehr frisch und neu an eine Sache, Situation

JOHANN GOTTLIEB FICHTE. 1762-1814. Philosoph des Deutschen Idealismus. Der bereits im Text erwähnte Satz „Ich bin ich“ ist für Fichte Kristallisationspunkt der menschlichen Selbsterkenntnis. Er bezeichnet diesen Satz auch als „Tathandlung“, weil er keinen Zustand, kein Ergebnis, sondern eine immer neu zu vollziehende Willensaktivität bezeichnet,

mit der sich das menschliche Ich ständig neu „selbst setzt“. Dieses Ich ist Grund und Zweck seiner selbst und keiner fremden Macht unterworfen. Fichte meint allerdings nicht den Teil unserer selbst, der im Alltag unbedacht und mit allerlei Eigenschaften versehen vor sich hin lebt, sondern ein „absolutes Ich“, das die Voraussetzung für Bewusstsein überhaupt ist.

Es trägt alle Möglichkeiten in sich und ist Einheit und Vielheit zugleich. - Fichte war kein unpraktischer oder unpolitischer Denker: Der Philosoph und Gelehrte hat für ihn die Pflicht, gesellschaftlich bildend zu wirken und für Aufklärung über die freie und gleiche Natur aller Menschen zu sorgen.

oder einen Menschen heran. Deswegen wollen wir das „wirklich denken“ erstens so verstehen, dass es bedeutet, jetzt und in diesem Moment neu oder aufs Neue eine Einsicht zu gewinnen oder ein Urteil zu vollziehen. Also eine Birke beispielsweise so betrachten und wahrnehmen zu können, als stünden wir das erste Mal vor einem solchen Baum und blickten sie mit der unverbrauchten Frische der vorbehaltlosen Wahrnehmung an. Wirklich denken heißt also hier zu allererst, unvoreingenommen zu denken und ein frisches, unverstelltes Urteil zu fällen.

Zweitens wählen wir, um das „wirklich“ in „wirklich denken“ deutlich zu machen, unter diesen Urteilen solche aus, welche als so klar erlebt werden wie etwa die Beweisführung in der Mathematik. Auch wenn es sehr komplizierte Beweisführungen in der Mathematik gibt, die nicht sofort einsichtig sind, wird doch jeder der Gleichung $2 \times 2 = 4$ sofort zustimmen und sie als klares, eindeutiges Urteil verstehen.

Auch in unserem Alltag gibt es überraschend viele Sätze, die durchaus von vergleichbarer Urteilssicherheit sind wie die mathematischen. Nehmen wir als Beispiel den Satz: „Wenn ich verstehen will, was eine Rose ist, dann genügt es nicht, die Rose nur zu einem einzigen Zeitpunkt anzuschauen“. Die Wahrheit dieses Satzes sehe ich ein, sobald mir klar wird, dass zum Verständnis der Rose als eines lebendigen Wesens ihr gesetzmäßiges Wachsen und Schwinden in der Zeit gehört.

Der Satz ist deshalb eindeutig, weil wir wissen, dass die einzelne Vorstellung, die von der Rose in einem bestimmten Stadium ihres Wachstums gebildet wird, die Rose selbst in ihrem Werden nicht fassen kann. Wie verschieden ist das Bild der entfalteten

Rose von der des Rosensamens! Und doch gehören sie beide zur Rose. Durch Denken werden zwar einzelne Vorstellungen, etwa von der Rose in einem bestimmten Augenblick, gebildet, aber diese selbst sind dann kein Denken mehr, sondern nur dessen Ergebnis. Während die Vorstellung das vollzogene Urteil als Statisches, Festes, Punktuellendes fasst, ist das, was wir hier unter Denken verstehen, immer Aktivität im Vollzug.

Damit gewinnen wir eine dritte Charakteristik des „wirklich denken“: Wirkliches Denken bleibt in wahrnehmender Aktivität mit der Wirklichkeit. So kann man eine Rose nicht denken, wenn man nur bei ihren einzelnen Teilen stehen bleibt. Man muss sie, wie angeführt, als sinnliche, aber sich in der Zeit entfaltende Ganzheit innerlich nachbilden lernen, um so ihrem Wesen näher zu kommen. Und so ist es mit allem: Denken muss sich seinem Erkenntnisgegenstand lebendig anpassen können. Das ist eine große Herausforderung – besonders, wenn man das menschliche Ich verstehen möchte.

Damit können wir nun anfänglich „Denken“ von „Vorstellungen haben“ unterscheiden: Vorstellungen habe ich schon, sie sind erinnert, sie sind ihrer Art nach immer schon gebildet und fertig, sie werden nicht im Moment neu gebildet, und ihre Wahrheit oder Unwahrheit wird kein Erlebnis im Moment. Denken hingegen bezeichnet immer einen Prozess (kein Ergebnis), der im Moment vollzogen wird und der vom Erlebnis seines Wahrheitsgehalts begleitet ist.

Ein besonderer Fall von Vorstellung und Denken begegnet uns an unserem eigenen Ich. Hier können wir bemerken, dass es – streng genommen – vom Ich keine Vorstellung geben kann,

denn zum Ich gehört dazu, dass es sich selbst, und kein fertiges Bild als Ich anspricht. Ich kann nur jeder zu sich selbst sagen, indem er sich selbst als Ich erlebt, also ganz von innen in einem lebendigen Sein erfasst. Das Ich kann also keine fertige, gebildete Vorstellung sein, sondern nur durch sich selbst und seine Aktivität wird das Ich.

Dies ist eine Einsicht, für die der oben erwähnte Fichte in die Geschichte eingegangen ist. Er macht nämlich deutlich, dass der Satz „Ich bin ich“ nicht einfach nur eine inhaltsleere Identität aussagt. Damit ist folgendes gemeint: Der Satz „Ich bin ich“ unterscheidet sich von seiner logischen Bedeutung her von dem Satz „A = A“. Das können wir so verstehen: Der Satz „A = A“ meint, wenn „A“ ein Stellvertreter für alle möglichen Dinge ist, dass etwas mit sich selbst identisch ist. Ein Tisch ist ein Tisch. Dieser Tisch ist dieser Tisch. Diese Aussage kann ich aber nur machen, wenn es Tische oder diesen Tisch gibt. Der Satz „A = A“ meint dagegen in verallgemeinerter Form: Wann immer etwas ist, dann ist es mit sich identisch. Die Frage, ob es ist, steht dabei gar nicht zur Debatte. Der Satz beschreibt nur die Form des Gedankens, nicht seine Wirklichkeit.

Unter den Satz „A = A“ fällt auch: „Eine Chimäre ist eine Chimäre“ oder „Ein Ponyhofkrokodil ist ein Ponyhofkrokodil“. Für das „Ich“ gilt aber etwas anderes. Der Satz „Ich bin ich“ meint nicht nur: „Wenn ich bin, dann bin ich“, so wie man sagen kann: „Wenn es ein Ponyhofkrokodil gibt, dann gibt es ein Ponyhofkrokodil“. Fichte unterscheidet das „Ich“ von jedem anderen „A“ dadurch ab, dass er sagt: „Das Ich ist, weil es ist“. Wo nun genau ist der Unterschied?

Das Ich ist der einzige ausgezeichnete Fall, bei dem ich nicht von außen rein formal eine Identität feststellen kann. Denn „Ich“ kann nur ich zu mir sagen. Das heißt, indem ich mich „wirklich denke“, werde ich wirklich ein Ich. Indem ich den Gedanken innerlich vollziehe, ist er auch. Man kann an dieser Stelle das Staunen der Philosophen verstehen, als dieser Tatbestand entdeckt wurde: die ganze Welt ist da, das Ich aber muss sich selbst erst schaffen!

Was bedeutet nun aber dieses Schaffen? Fichte geht davon aus, dass das Ich, das er entdeckt hat, nur ist, indem es sich selbst denkend hervorbringt. Es geht also hier erstmal nicht darum, das Ich zu fühlen oder zu empfinden oder vorzustellen. Wir denken aber nicht immer, denn zum Denken gehört, wie wir gesehen haben, mehr als die Aneinanderreihung von Vorstellungen. Daraus folgt also, dass wir unseres Ichs im Denken nicht stets gewahr sind. Wir haben es nicht einfach, wir sind es auch nicht so einfach, wie es der Ausdruck bei Descartes „Ich denke, also bin ich“ anzudeuten schien.

Wir können z. B. bemerken, dass das „Ich“, welches wir auf uns beziehen, im Schlaf sich seiner selbst nicht bewusst ist. Wenn der Satz von Descartes: „Ich denke, also bin ich“ für unser gewöhnliches Ich-Empfinden, wenn wir wach in der Welt stehen, gilt, dann wären wir nicht, wenn wir schlafen. Nur bezogen auf dieses denkende, wache „Tages-Ich“ gilt also: „Wenn es ist, dann ist es.“ Allerdings kann Fichte ja mit seinem bahnbrechenden Satz „Ich bin ich“ nicht gemeint haben, dass dieses Ich nur etwas mehr als die Hälfte seines Lebens ist – nämlich sechzehn Stunden am Tag – und die andere Zeit seines Lebens – nämlich wenn es schläft – gar nicht existiert. Dieses wache

Alltags-Ich kann es demnach nicht sein, das Fichte meint, wenn er seinen Satz „Ich bin ich“ formuliert.

Daraus ergibt sich: Wenn das Ich den Satz „Ich bin ich“ denkt, dann wird es zu einem Ich-Bewusstsein, das eine andere Form hat, als wir sie im gewöhnlichen Bewusstsein am Tage haben. Diesen Sachverhalt hat im 20. Jahrhundert der Philosoph **ERNST BLOCH** in folgenden Aphorismus gefasst:

„Ich bin. Aber ich habe mich nicht. Darum werden wir erst.“³

„Ich bin“ – das ist die unumstößliche Gewissheit, die sich die abendländische Philosophie errungen hat. Sie hat eine lange Geschichte hinter sich, die weit hinter Augustinus zurückreicht. Einst war dieser Satz die Charakteristik nicht des Menschen, sondern Gottes. Wir werden darauf zurückkommen. Jetzt aber hat sich der Mensch diesen Satz errungen: „Ich bin“. Dieses „Ich bin“ ist aber nicht einfach ein Gegebenes, sondern ein Aufgegebenes. Aufgegeben meint: Das Ich kann sich (mindestens) in zweierlei Weise gewahr werden: Es weiß von sich aus Vorstellungen und Erinnerungen; es hat ein Vorstellungsbewusstsein von sich. Das ist unser alltägliches Ich-Verständnis. Zudem kann sich das Ich denkend erfahren.

ERNST BLOCH: 1885-1977. Deutscher Philosoph, der das „Prinzip Hoffnung“ (so auch der Titel seines Hauptwerkes) als treibendes Kulturprinzip beschrieben hat. In allen menschlichen

Ausdrucksformen wirkt eine Sehnsucht, über das Gegebene hinauszugehen und ein besseres Leben zu gestalten. Gerade wegen der Unvollkommenheit des uns Umgebenden, streben wir unablässig nach einer

tätigen Verbesserung. Jeder Mensch hat Möglichkeiten in sich, die es zu verwirklichen gilt. Realisiert er diese, verwirklicht er auch sich selbst.

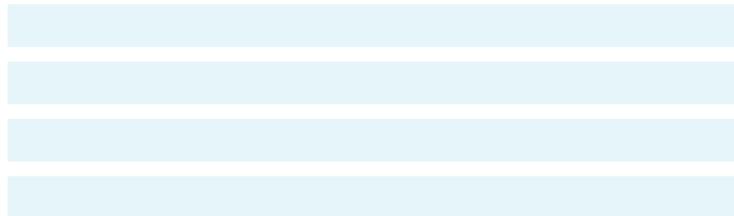
Dieses verlangt je und je einen neuen, wahren Urteilsvollzug. Nun wird aber aus Fichtes Überlegungen deutlich, dass dieses Urteil zugleich eines ist, welches seinen Gegenstand schafft: Sich selbst zu denken bedeutet beim Ich, dass es selbst auch IST, also sein Sein begründet. Philosophisch ausgedrückt kann man sagen: Dass ich bin, verlangt nicht nur ein Sein, sondern auch ein Bewusstsein. Und umgekehrt: Es verlangt nicht nur ein Bewusstsein, sondern auch ein Sein.



DAS ICH IST FÜR UNS DER EINZIGE BEGRIFF, BEI DEM DENKEN UND SEIN ZUSAMMENFALLEN.

Übung:

Versuchen Sie, sich eine Vorstellung Ihres Ich zu bilden: Können Sie in Ihrem Bewusstsein etwas finden, das sich festhalten, das sich in ein Bild oder eine Form gießen lässt und das Sie mit dem Wörtchen „Ich“ bezeichnen können? Der Versuch wird schnell zeigen, dass es nicht möglich ist. – Lassen Sie sich hier nicht frustrieren, sondern halten Sie diesen Zustand positiv offen.



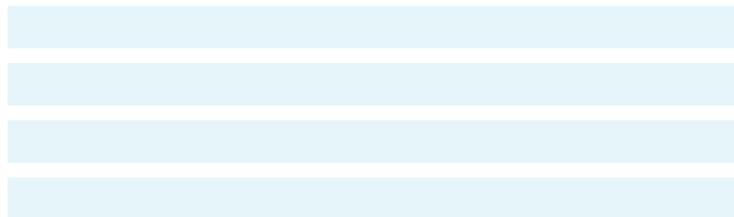
Der Mensch als Werdender

Damit sind wir wieder bei unseren Vorstellungsfragmenten angekommen: Mit ihnen haben wir zwar ein Bewusstsein, sogar ein Bewusstsein unserer selbst, und doch gilt: „Aber ich habe mich nicht“, denn als Fragmente bleiben sie unvollständig und bilden jeweils nur einen Aspekt des Menschseins ab. In allen diesen Bildern ist das „Ich bin“ als Sein nicht enthalten, denn sie sind nur Abschattungen des eigentlichen Denkvollzuges, den es benötigt, um das Ich hervorzubringen. Trotzdem kann ich bemerken, dass ich zunächst nichts anderes habe als diese Fragmente, die mir nun fragwürdig geworden sind.

Die Ausgangslage ist also eher unbefriedigend: Nirgendwo treffe ich auf festen Grund. Das hat uns in einem ersten Schritt in die Notwendigkeit des Zweifels geführt. Nun aber gelingt uns mit Fichte und Bloch ein weiterer Schritt. Der Zweifel ist getragen von der Einsicht: „Aber ich habe mich nicht“. Verlässlichkeit eines „Ich bin“ und Einsicht in ein „Ich habe mich nicht“ stehen nun gleichberechtigt nebeneinander. Das „Ich bin“ verbürgt mir ein Sein. Aus den Vorstellungsfragmenten meiner selbst erfahre ich ein Nicht-Sein, denn sie sind immer unvollständig. Daraus ergibt sich: „Darum werden wir erst“, denn ein Nicht-Sein deutet, wenn auch als Negation, immer schon auf ein Sein. Ohne Sein könnte es kein Nicht-Sein geben. Der Übergang vom Nicht-Sein zu einem Sein führt also – wie wir bei Bloch verstanden haben, zu der Frage nach dem Werden.

Übung:

- 1) Stellen Sie in Ihrem Denken die beiden Begriffe Sein und Nicht-Sein nebeneinander. Wechseln Sie langsam von der einen Vorstellung in die andere und wieder zurück.
- 2) Nun denken Sie ein Werden, in dem Sie das Sein aus dem Nichts in einer Bewegung hervorgehen lassen wie den Keim aus einem Samen.

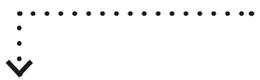


Dieses „Werden“ lässt sich nun bereits genauer bestimmen: Es ist **erstens** ein Werden, das seinen Ausgangspunkt vom Bewusstsein nimmt. Augustinus, Descartes, Fichte – sie alle gehen von den Vorstellungen, also von Bildern der Wirklichkeit aus; das selbstbewusste Ich, so wie wir es im Alltag finden, ist zwar offenbar nicht das „Ich bin“, sondern es wird nur als Vorstellung gewusst (ansonsten wäre Selbsterkenntnis nicht so eine schwere Aufgabe...). Das Alltags-Ich ist also ebenso ein Ausgangspunkt für eine vertiefende Erkenntnis über den Menschen, wie es die Vorstellungsfragmente sind, die mich für die Veränderung eines anderen Menschen wach werden lassen. Aber von diesem Ich aus kann der Weg losgehen, insofern in ihm die freie Initiative liegt. Allerdings: Wenn es sich nicht auf den Weg machen will, dann muss es sich nicht auf den Weg machen. Und keine Macht der Welt kann dieses Ich von außen zwingen – ein Gedanke, auf den an anderer Stelle wiederum zurückzukommen sein wird.

Es ist **zweitens** ein Werden, das sich nicht linear in einem bleibenden Medium natürlich entwickelt. Nicht linear bedeutet: Der Prozess der Entwicklung ist nicht gleichmäßig wie etwa derjenige beim Kerzenziehen: Ist der Docht einmal vorhanden, kann sich immer mehr Wachs angliedern. Der Prozess ist auch nicht in einem bleibenden Medium heißt: Eine Pflanze entwickelt sich als Pflanze, d. h. als lebendiger Organismus an einem Ort. Das Wachstum der Pflanze führt zu Blüte und Frucht, aber nicht zur Beherrschung des kleinen Einmaleins. Schließlich ist das Werden nicht einmal so natürlich, wie wir es bei den Tieren erleben: Nach einer Zeit können sie stehen, gehen, öffnen sie die Augen – alles Prozesse, die eine qualitative

Änderung, auch Bewusstseinsänderung, des Lebewesens mit sich bringen, aber sie geschehen auf natürliche Weise.

Das Werden des Menschen hingegen ist nicht natürlich, sondern kulturell. Die Natur macht den Menschen nicht zu einem Ich – dazu kann er nur sich selbst machen. Sie führt ihn bis an die Stelle, von der aus er seine Entwicklung in die Hand nehmen kann. Die Natur entlässt ihn mit der Vorstellung seiner selbst, mit Selbstbewusstsein, und vielen Vorstellungsfragmenten. Über diesen natürlichen Zustand hinaus kann nur er selbst sich entwickeln. Diese Arbeit ist eine Ich-Kultur. Sie umschließt einen Wachstumsprozess des Ich-Bewusstseins. Alle Menschen, die sich auf diesen Weg machen, bilden gemeinsam eine solche Werdegemeinschaft: „Darum werden wir erst“.



DER MENSCH KANN SICH NUR SELBST ZUM WERDENDEN MACHEN.
DESHALB IST SEINE ICH-WERDUNG KEIN NATÜRLICHER, SONDERN EIN
KULTÜRLICHER PROZESS.

Der Mensch als Bild Gottes

Wir haben nun einen Ausgangspunkt gewonnen für unsere Frage, wie wir von den Vorstellungsfragmenten zu einem Menschenbild kommen. Allerdings verlangt dieser Weg, dass wir uns selbst in die Hand nehmen und uns ändern und wandeln, und zwar nicht nur dadurch, dass wir uns Neues aneignen, sondern dass wir selbst anders, ja sogar ein anderer werden. Wir werden diesen Gedanken im Folgenden in sieben Stufen entfalten.

Johann Gottlieb Fichte hat eine kleine Warnung hinterlassen:

„Die meisten Menschen würden leichter dahin zu bringen seyn, sich für ein Stück Lava im Monde, als für ein Ich zu halten.“⁴

Deswegen halten wir noch einen weiteren Moment inne, um die Voraussetzungen unserer Wanderschaft zum Ich zu klären. Es ist immer gut, auf einer Reise das rechte Schuhwerk, genügend Proviant und eine gute Ausrüstung mitzunehmen. Beurteilen kann man diese Faktoren aber nur, wenn man vom Weg genügend weiß.

⁴ Fichte, Johann Gottlieb: Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre, in: Fichtes Werke, hrsg. v. I. H. Fichte, Band I, 175, Anm.

Die Epoche der frühen Neuzeit findet ihren Abschluss in Denkern wie Descartes. Sie beginnt im 15. Jahrhundert mit Philosophen wie **NIKOLAUS VON KUES**. Ohne ihn beispielsweise und seine vorausgehenden Überlegungen hätte Descartes seine Einsicht eines „Ich denke, also bin ich“ („cogito ergo sum“) wohl kaum formulieren können.

Für die Zeit von Cusanus bis Descartes, also für diejenige Epoche, die wir gewohnt sind, die Renaissance zu nennen, ist die Frage nach dem Menschenbild die zentrale. Dabei versteht man den Begriff damals noch viel grundsätzlicher, als wir es heute tun. Denn der Mensch selbst wird als Bild verstanden. Zum einen heißt Mensch zu sein für die Philosophen der damaligen Zeit: Bild Gottes zu sein. Das ist die traditionelle Bestimmung aus dem Schöpfungsbericht

NIKOLAUS VON KUES, latinisiert Nicolaus Cusanus: 1401-1464. Philosoph, Kardinal der kath. Kirche, Bischof von Brixen, Humanist, Naturwissenschaftler, Sozialreformer, Politiker. Der junge Cusanus entwarf das erste System freier, gleicher und geheimer Wahlen. Er hatte maßgeblichen Anteil an der Wiederentdeckung Platons und Aristoteles im 15. Jahrhundert, was die Hochzeit der Renaissance einleitete. Auf einer

Reise nach Konstantinopel hatte er sein philosophisches Grunderlebnis der „belehrten Unwissenheit“ und des „Ineinsfalls der Gegensätze“. Auf dieser Grundlage schuf er seine Konjekturenlehre, die erste Erkenntnistheorie im Abendland, welcher der Perspektivität menschlichen Erkennens Rechnung trägt. Außerdem entwickelte er daraus die moderne abendländische Idee, dass der Mensch freier, kreativer

Gestalter seiner selbst ist. Er vertrat die Auffassung, dass es nur eine Religion gebe, die in allen konkreten Religionen dieselbe sei. Vor Kopernikus und Kepler, die seine Werke kannten, lehrte er, dass die Erde nicht im Mittelpunkt des Weltalls stehe. Am Ende seines Lebens stiftete er in Bernkastel-Kues ein Armen-Hospital, welches in seiner Satzung die späteren Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vorwegnahm.

des ersten Buches Moses im Anfang des Alten Testaments: Der Mensch ist geschaffen nach dem Bilde Gottes.⁵ Was heißt das? Für das damalige Verständnis vor allem dieses: Der Mensch ist ein Mikrokosmos, eine kleine Welt, in der alles enthalten ist, was sich auf andere Weise auch im Makrokosmos, der großen Welt, auffinden lässt. Sehr plastisch formuliert beispielsweise Nikolaus von Kues in einer Predigt:

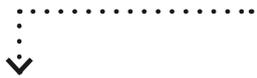
„Der Mensch ist wie ein Mikrokosmos, wie eine kleine Welt. In ihm gibt es die Sonne, den Mond, die Sterne, den Himmel, Erde, Wasser usw. Die Kraft der Sonne, die die lebensspendende Kraft ist, ist in der Mitte des Menschen so wie die Sonne in der Mitte der Planeten ist. Sie ist also im Herzen, denn dieses gibt Leben und ist die Quelle des Lebens, so wie die Kraft der Sonne die Quelle von allem ist, was entsteht. Und so wie die Sonne das Herz hat, so hat der Mond das Gehirn und jeder der Planeten hat sein Körperglied und seine Einwirkung.“⁶

⁵ Gen 1,28f.

⁶ Nikolaus von Kues: Predigten in deutscher Übersetzung, Band 3. Übers. v. H. Schwaetzer und K. Reinhardt. Münster 2007: Predigt / Sermo CLXV, 241-252 (Zitat: 243).

Bis ins Konkrete wird dieses Menschenbild gedacht: Der Philosoph und Arzt **PARACELSUS**, ein guter Leser des Nikolaus von Kues, wird im Anfang des 16. Jahrhunderts eine Heilkunst entwickeln, die darauf beruht, dass jedem Prozess im Menschen ein Prozess im Kosmos entspricht; versteht man diese Entsprechungen, lassen sich die leiblichen Prozesse durch die natürlichen Prozesse heilen. Findet man in der äußeren Natur das dem menschlichen Organismus entsprechende Kraut, die entsprechende Substanz oder Kraft, so kann sie verarbeitet als Arznei verabreicht werden und ihre heilende Wirkung entfalten.

Weil der Mensch in dieser Weise als Mikrokosmos den Makrokosmos nicht einfach nur abbildet, sondern erkennend und gestaltend damit umgehen kann, verstehen ihn die Denker der Renaissance zugleich als Bild Gottes, des Schöpfers.



DER MENSCH IST DAS LEBENDIGE BILD GOTTES. ER BILDET DEN MAKROKOSMOS NICHT NUR AB, SONDERN ER GESTALTET IHN.

PARACELSUS: 1493/94-1541.
Eigentlich Theophrastus Bombastus von Hohenheim. Deutscher Arzt, Alchemist und Philosoph. Paracelsus Menschenbild beruht auf der

Erkenntnis, dass der Mensch ein Mikrokosmos ist, den man nur in Bezug auf das große Ganze, den Makrokosmos, verstehen kann. Der heilende Arzt bedarf daher der

Kenntnisse aus Philosophie, Astronomie, Alchimie und einer moralischen Haltung Mensch und Kosmos gegenüber.

In sieben Schritten soll der Gedanke des Menschen als lebendiges Bild Gottes im Folgenden entfaltet werden. Diese Schritte werden am Anfang vielleicht etwas kompliziert wirken. Es wird sicherlich nicht gelingen, gleich bei der ersten Lektüre den Überblick zu behalten. Aber mit mehrmaliger Lektüre und ein wenig Arbeit mit den Gedanken, wird der Zusammenhang des Ganzen einsichtig werden.

I. Die geistige Realität von Mikro- und Makrokosmos

In der Idee von Mikro- und Makrokosmos spricht sich ein Gedanke aus, der für die Frage nach dem Menschenbild von großer Wichtigkeit ist. Man kann ihn so beschreiben: Wie auch immer man den Menschen bestimmt, man bestimmt damit auch die Welt (und umgekehrt). Nach zwei Richtungen hin können wir diesen Gedanken konkretisieren:

Es gilt erstens, dass mein Menschenbild, wie ich es in meinen Vorstellungsfragmenten in mir trage, nicht nur mein Selbst-, sondern auch mein Weltbild bestimmen, und umgekehrt.

Das haben wir zu Anfang an den kleinen Beispielen aus dem Alltag gesehen. Gerade von der Welt her wird nicht zuletzt durch kulturell-unbewusste Übernahmen ein Menschenbild bestimmt. Wer in der Gegenwart käme auf den Gedanken, das Wesen des Menschen in der folgenden Weise zu verstehen?

„Der **ENGEL** entsteht im Menschen durch den Intellekt des Engels, der im Menschen ist, und der Mensch im Engel durch den Intellekt des Menschen, welcher (der Intellekt) im Engel konstituiert ist.“⁷

Weder verstehen wir in unserer Kultur den Begriff des Intellekts als auf einen Engel bezogen, noch würden wir, um den Menschen zu bestimmen, sein Verhältnis zum Engel charakterisieren.

ENGEL wurden bereits in vorchristlicher Zeit als Vermittler zwischen Gott und Mensch verstanden. Sie werden in der neuplatonischen Tradition als Geisteskräfte (Intelligenzen) betrachtet, die selbständig

wirkend von Gott ausgehen. Sie sind die wesenhaften, bewegenden, rein geistigen Kräfte der Welt. Einem jeden Menschen als Geschöpf ist ein solches Wesen zugeordnet. Es ist vor diesem Hintergrund

einleuchtend, dass der mittelalterliche Mensch sich in seiner Bezüglichkeit auf Gott hin mit dem Wesen verbunden dachte, das zwischen ihm und Gott vermitteln konnte.

Das war in den Zeiten, in denen dieser Text entstand, offenbar anders. **JOHANNES SCOTTUS ERIUGENA**, von dem diese Zeilen stammen, lebte im 9. Jahrhundert und gilt bis heute als der wichtigste Philosoph des frühen Mittelalters. Die von ihm ausgeführten Gedanken zu Mensch und Engel sind nicht ungewöhnlich in seiner Zeit und wir haben sie angeführt, um deutlich zu machen, wie anders in vergangenen Jahrhunderten über den Menschen gedacht wurde. Unser gegenwärtiges Weltbild ist hingegen davon bestimmt, dass wir unter Welt eine von den leiblichen Sinnen erfassbare und durch unseren Leib gestaltbare Welt verstehen. Diese Auffassung ist uns in den vergangenen Jahrhunderten so in Fleisch und Blut übergegangen, dass sie gesamt-kulturell kaum reflektiert oder in Frage gestellt wird.

JOHANNES SCOTTUS ERIUGENA: geb. um 810, gest. nach 877. Irischer Philosoph, Theologe und Übersetzer, der durch seine damals wenig verbreiteten Griechischkenntnisse maßgeblich dazu beitrug, griechisches Gedankengut aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. in die lateinisch-

sprachige Welt zu tragen. Er lehrte um 850 am Hofe Karls des Kahlen die „Sieben freien Künste“. Für ihn waren Philosophie und Religion unbedingt zusammengehörig, denn jede Wahrheit kann durch die Vernunft eingesehen werden. Im Vollzug des Erkennens wird der Mensch immer mehr zu

dem, was er erkennt. In der Gotteserkenntnis nähert er sich somit dem Göttlichen an. Schlüsselbegriff seiner Erkenntnislehre ist die „Theophanie“, also das rein geistige Erscheinen eines göttlichen oder Engelwesens, welches mit dem Intellekt geschaut wird.

Übung:

Aktivieren Sie Ihre Phantasie und versuchen Sie sich vorzustellen, Sie lebten mit einem Menschenbild und in einer Kultur, in der alles Interesse auf ein höheres Wesen wie den Engel oder Gott gerichtet ist und nicht auf die äußere Welt der Natur und der Sinne, wie wir es heute tun. Welches Lebensgefühl entsteht? Womit identifizieren Sie sich? Was bedeutet das für die Prioritäten, die Sie in Ihrem Leben setzen?

Mit diesem Beispiel wird deutlich, dass der Gedanke von Mikro- und Makrokosmos mehr meint als eine bloße Entsprechung; er beschreibt darüber hinaus den Sachverhalt, dass unser

Weltbild unser Menschenbild entscheidend prägt. Was wir für unser Menschenbild halten, ist bestimmt durch das Weltbild, in welches wir mehr oder minder unbewusst kulturell hineingewachsen sind. Erst ein Blick in die Geistesgeschichte lehrt uns, derartige Voraussetzungen in den Blick zu nehmen.

Die zweite Richtung, auf die hin der Gedanke ausgefaltet werden kann, stellt sich der Frage, was die Überlegung von Mikro- und Makrokosmos für die Realität bedeutet. Man könnte die gerade angeführten Überlegungen dahingehend missverstehen und einschränken, dass sie ein nur theoretisches Verhältnis beschreiben, das nichts mit dem „wirklichen Leben“ zu tun hat. Es geht ja „nur“ um unser Menschenbild, also etwas rein Abstraktes, Vorstellungsmäßiges. Offenkundig ist aber das Gegenteil der Fall. Jede Auffassung von der Welt hat praktische Konsequenzen. Sie wird gelebt, sie reicht bis in Gesetzesbestimmungen etc. Gerade der Fall eines Paracelsus macht es deutlich. Für Paracelsus besteht das, was man später Homöopathie genannt hat, völlig zu Recht als entscheidender Teil der medizinischen Wissenschaft. Eine Beschränkung auf Allopathie kann keine vollständige Wissenschaft und Heilkunst ergeben. Wie sehr sich hier die Geister scheiden, ist hinlänglich bekannt.

Aber auch jenseits dieser extremen Beispiele haben die Ausführungen des vorigen Kapitels gezeigt, wie subtil Vorstellungsfragmente auf Realität wirken und sie gestalten.



...➤ MENSCHENBILD UND WELTBILD BESTIMMEN SICH WECHSELSEITIG.

II. Einsicht ist eine Frage der Moral

Wir kommen damit zu einem zweiten Punkt: Weil unser Menschenbild auch unser Weltbild bestimmt und wir nicht nur erkennend, sondern auch handelnd in der Welt leben, ist ein allgemeines Urteil über den Menschen immer auch ein moralisches Urteil. Wir können das zuspitzen, indem wir sagen: Menschenbilder sind immer zugleich metaphysisch und normativ. Metaphysisch nennt man eine allgemeine Aussage, deren Gehalt und Wahrheitsanspruch nicht aus der äußeren Erfahrung gedeckt ist. Normativ ist eine Aussage, die ethisch, also für das Handeln relevant ist, insofern sie ein Kriterium der Beurteilung darstellt. Beide Begriffe werden wir uns im Folgenden genauer ansehen.

Sogenannte metaphysische Aussagen sind häufiger, als man glaubt. Manchmal glauben Menschen, keine Metaphysik zu haben, wenn sie nicht an Gott oder etwas Geistiges glauben. Aber eine Aussage wie diejenige, dass Gott nicht existiert, ist keineswegs metaphysikfrei. Auch sie enthält ja eine geistige Aussage, nämlich diejenige der Nicht-Existenz Gottes. Und sie wird von demjenigen, der sie aussagt, geglaubt.

Doch reicht die Metaphysik noch viel weiter. Wiederum ein kleines Beispiel: wir alle sind zweifellos der festen Überzeugung, dass wir sterben werden. Der Tod als Ende des Lebens steht uns sicher vor Augen. Woher wissen wir das? Die naheliegende Antwort lautet: Weil alle Menschen sterben, sterben auch wir. Die Philosophie pflegt in solchen Fällen nachzufragen: Was heißt „alle“? Wissen Sie aus eigener Kenntnis und Anschauung, dass alle Menschen sterben? Offenbar nicht. Sie haben nur

einige, nicht alle Menschen sterben sehen. Alles, was bleibt, ist zu sagen: Nun ja, ich meine nicht „alle“ im strengen Sinne, sondern einen Wahrscheinlichkeitsschluss: Bislang sind immer alle gestorben, also werde wohl auch ich sterben. Ist es aber das, was wir meinen, wenn wir von der Sterblichkeit des Menschen sprechen? Wohl kaum.

Was wir meinen, ist, dass es zum Menschen gehört, dass er geboren wird und stirbt. Unabhängig davon, um welchen Menschen zu welcher Zeit in welcher Kultur es auch geht: Geborenwerden und Sterben gehören zum Wesen des Menschen. Mit dieser Bestimmung eines „Wesens“ des Menschen, zu dem Geborenwerden und Sterben gehören, verlassen wir aber die sichere Erkenntnis der äußeren Erfahrung. Wir behaupten die Gültigkeit eines Sachverhalts jenseits aller Begründungen aus der Erfahrung. Eine solche Behauptung ist nun aber bereits eine metaphysische. Man sieht, wie schnell man in einen metaphysischen Raum kommt. Der Mensch unterscheidet sich vom Tier auch dadurch, dass er lachen und weinen kann – offenbar eine metaphysische Aussage. Das zeigt, dass die Frage nach dem Wesen des Menschen oder auch nach dem Wesen einer Sache oder eines Begriffs immer eine metaphysische ist.

Übung:

Fragen Sie einmal nach dem Wesen eines Wasserglases. Wohin müssen Sie blicken, wenn Sie diese Frage stellen? Reicht es aus, das Glas anzuschauen?

Wir gewinnen aus dieser kleinen Überlegung die Einsicht, dass unser Weg zu einem denkenden Ich einer ist, der uns notwendig in das bezeichnete metaphysische Gebiet führen wird. Gleichzeitig wissen wir, wie schwierig es manchmal ist, zu derartigen Einsichten zu gelangen.

Wie kommen wir aus dieser schwierigen Lage heraus? Ein probates Mittel scheint zu sein, auf die Wertfreiheit von Aussagen zu pochen. Denn dann können sich keine persönlichen Vorlieben in unsere Urteile einmischen, glauben wir. Wissenschaft, so ließe sich versuchsweise behaupten, ist streng objektiv und wertfrei.⁸ Wenn wir uns mittels dieser Wertfreiheit von den unbewussten Urteilen (Vorstellungsfragmenten) befreien

⁸ Seit Lorraine Dastons Klassiker „Objektivität“ verfügen wir über ein Buch, welches die Geschichte dieser Hypothese gut lesbar aufarbeitet. Daston, Lorraine / Galison, Peter: Objektivität. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2007.

könnten, wäre es vielleicht auch möglich, etwas Allgemeines über das denkende Ich auszusagen.

Wir wollen uns an einem Beispiel klarmachen, wie es mit dieser scheinbaren Wertfreiheit grundsätzlich bestellt ist. Dabei schauen wir wiederum nicht auf die Inhalte, sondern auf den Prozess. Wir setzen also unsere Überlegungen zum „wirklich denken“ fort. Es geht nicht in erster Linie darum, Vorstellungen inhaltlich zu „entlarven“ in ihrer nur scheinbaren Objektivität, die in Wirklichkeit doch normative, ethische Aussagen impliziert. Sondern wir beobachten wieder die Form und die Bewusstseinstätigkeit, aus der heraus derartige Aussagen gewonnen werden.

Unser Beispiel entnehmen wir einem Philosophen des 20. Jahrhunderts: **HEINRICH BARTH**. Anhand der Pendelgesetze macht Barth deutlich, dass selbst die wissenschaftliche Aussage über ein Naturgesetz einer bestimmten Einstellung und Haltung des Wissenschaftlers bedarf, für die dieser im Grunde genommen verantwortlich ist. Wir folgen Barths

HEINRICH BARTH (1890-1965) war ein Schweizer Existenzphilosoph aus der bekannten Theologen-Familie Barth. Als Existenzphilosoph ist der Hauptgegenstand seines Philosophierens die menschliche Existenz. Er macht deutlich, dass sich das Dasein des Menschen von demjenigen eines anderen Lebewesens

dadurch unterscheidet, dass der Mensch alles, was er tut, entscheiden muss. Der Mensch als entwicklungsoffenes Wesen existiert in Entscheidung - so der Ausdruck Barths. Die Verantwortung der Entscheidung wird dabei durch die Orientierung an den Ideen des Guten, Wahren und Schönen verbürgt.

Neben seiner Existenzphilosophie hat Heinrich Barth eine Erscheinungsphilosophie entwickelt, die die Wirklichkeit als In-die-Erscheinung-Treten denkt. Das bedeutet, dass Barth die Wirklichkeit nicht statisch versteht, sondern als dynamisches Geschehen, das sich in der Erscheinung manifestiert.

Beispiel: Stellen Sie sich vor, Sie beobachten ein Pendel, etwa einer Kuckucksuhr oder auch einfach ein frei schwingendes Pendel. Wenn Sie es in seinem Tiefpunkt sehen, dann erwarten Sie gemäß der Pendelgesetze, dass es nach oben schwingt. Sie können nun die Gesetzmäßigkeit, mit der ein frei schwingendes Pendel schwingt, erfassen – Galilei hat uns diese Arbeit abgenommen, seitdem können wir es bei ihm nachlesen. Ist es aber sicher, dass das Pendel in seinem Schwung gesetzmäßig nach oben pendelt? Barth stellt das insofern in Frage, als er schlicht feststellt, dass das Pendel nur dann wieder nach oben schwingt, wenn wir es nicht anhalten, wenn wir es also in Ruhe pendeln lassen und die Haltung eines unbeteiligten Beobachters einnehmen. Statt es nur zu beobachten, könnten wir das Pendel aber auch anhalten oder wir könnten es mit der Hand zurückwerfen. Weil der Beobachter mehrere Möglichkeiten hat, sich dem beobachteten Phänomen gegenüber zu verhalten, ist es eine Entscheidung, unbeteiligt zu bleiben. Es ist keineswegs ein naturgegebener, unabänderlicher Vorgang; sondern wir entscheiden uns, die Wirklichkeit in einer bestimmten Weise sich gestalten zu lassen. Wir greifen an dieser Stelle eben beispielsweise nicht ein, so dass das Pendel ungestört pendeln kann.

Worauf es uns in diesem Beispiel ankommt, ist eine darin zum Ausdruck kommende Einsicht Barths: Wenn das Pendel in seinem Tiefpunkt ist, dann sehe ich es nur dann wieder aufsteigen, wenn der Prozess nicht unterbrochen wird. Wenn ich mir vornehme, das Pendel in seinem Tiefpunkt anzuhalten, dann wird es nicht wieder nach oben ausschlagen. Dieser einfache Sachverhalt hat nun aber gewichtige Konsequenzen. Interessiert mich die Beantwortung einer

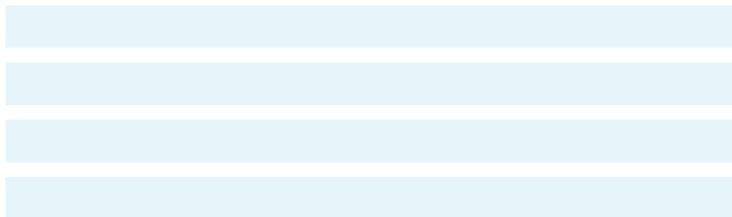
naturwissenschaftlichen Frage, muss ich mich entscheiden, nicht einzugreifen. Naturgesetzlichkeit zu erfahren, bedeutet, aktiv eine Haltung einzunehmen, in der ich zulasse, dass das Gesetz sich zeigen kann. Dabei verlassen wir heute allerdings häufig die Position, das Gesetz „nur erfahren“ zu wollen. In vielen Bereichen der Wissenschaft greifen wir mittlerweile so grundlegend in die Natur ein, dass wir sie vollständig verändern, wie beispielsweise in der Gentechnik.

Das Argument in seiner Kürze lautet also zunächst einfach: Die sogenannte Objektivität und Wertefreiheit ist eine Haltung, die ich unbewusst oder bewusst schon eingenommen habe. Sie beruht also ihrerseits auf einer moralisch-normativen Entscheidung, denn ich könnte mich auch anders verhalten. Daraus folgt, dass Wissenschaft von einer moralischen Entscheidung abhängt, und nicht umgekehrt. Jedes vermeintlich wertfreie Urteil beruht immer schon auf einer solchen moralischen Entscheidung und ist insofern normativ.

Diese Einsicht ist für die Gewinnung eines Menschenbildes offenbar nicht unwichtig. Sie lehrt uns, dass wir auf unserem Weg zum „Ich bin“ Moralität nicht nur nicht ausschließen dürfen, sondern sogar bewusst einschließen müssen. Das Gewinnen von Einsichten auf dem Wege ist geradezu davon abhängig, wie ich mich selbst moralisch im Erkennen verhalte. Erkennen ist insofern ein Handeln, und zwar ein ethisches Handeln. Unsere Erkenntnis will verantwortet sein und sie ruft uns auf zu ihrer aktiven Gestaltung.

Übung:

Nehmen Sie sich vor dem Schlafengehen ein paar Minuten Ruhe und fragen Sie sich, welche Gedanken Sie an diesem Tag gedacht haben, die Sie bei genauerer Betrachtung nicht verantworten können. Denken Sie die Gedanken erneut auf eine Art und Weise, die Ihnen verantwortbar erscheint.



Durch die Erkenntnis der Moralität unserer Urteile wird unsere Aufgabe nicht einfacher. Wir sind nun nicht nur damit konfrontiert, dass wir unbewusste Voraussetzungen inhaltlicher Art aufspüren müssen, sondern es geht weitaus mehr darum, eine ethische Grundlage für unsere geistige Entwicklung, unseren Werdeweg, zu gewinnen und auszubauen. Intelligent sind die meisten von uns, aber unsere moralischen Fähigkeiten stehen weit dahinter zurück.

In diesem Abschnitt haben wir also die Einsicht gewonnen, dass Moralität etwas ist, was wir ebenso notwendig zu entwickeln haben, wenn wir ein Menschenbild gewinnen wollen, wie eine Einsicht in die Erkenntnisprozesse des Denkens.

⋮

⋮ → JEDE ERKENNTNIS IST EINE TAT, DIE ICH ZU VERANTWORTEN HABE.

III. Denkende Orientierung in einer fließenden Welt

Damit kommen wir zu einem dritten Punkt: Zu den Voraussetzungen eines Menschenbildes gehört auch seine mögliche Form. Wenn wir daran gehen, unsere Vorstellungsfragmente aufeinander zu beziehen, entsteht leicht eine Idee von Harmonisierung und Systematisierung. In diesem Streben nach Harmonie kann sogar die Forderung der Widerspruchsfreiheit entstehen. Denn das, was wir zunächst im Alltagsbewusstsein erleben, ist ja gerade, dass die fragmentierten Vorstellungen nicht zusammenstimmen, dass sie einander widersprechen.

Dabei dürfen wir nicht, um das eine Extrem der Widersprüchlichkeit zu vermeiden, in das andere einer starren, rationalen Widerspruchsfreiheit verfallen. Wir wissen bereits aus der oben beschriebenen Problematik der Vorstellungsbildung, die wir uns am Beispiel der Rose deutlich gemacht haben, dass starre Verhaltensmuster und Anschauungen, die aus festen Vorstellungen entstehen, nicht immer gut auf lebendige Wirklichkeiten passen.

Damit werden wir auf einen Grundkonflikt aufmerksam. Auf der einen Seite begegnen uns im Leben ständig eine wechselnde Flut von Situationen; keine ist wie die andere, manche wirkt vertraut, manche ist auch so, dass wir sie wie eine zuvor erlebte behandeln zu können meinen. Doch wenn wir mit einem wachen Auge auf die Welt schauen, dann gilt erst einmal: was erscheint, erscheint niemals

gleich, ändert sich stets. Hier gilt das strenge Wort des alten griechischen Philosophen **HERAKLIT**: „Alles fließt“.

Auf der anderen Seite können wir bei diesem ewigen Fließen und Verändern nicht stehen bleiben. Denn dann gibt es keinen Halt und keine Orientierung. So versucht das Denken zu ordnen und Regeln zu bestimmen. Und seine Aufgabe scheint erst einmal zu sein, alles unter gleiche Regeln zu bringen. Lassen wir unserem Verstand freien Lauf, so bringt er alles in ein System.

Somit haben wir eine Erfahrung, die stets vom Fließenden, Flüchtigen, Neuen, Anderen lebt, und einen **VERSTAND**, der stets auf Ordnung und ewig gleiches System drängt.

HERAKLIT: geb. um 520, gest. um 460 v. Chr. Griechischer Philosoph. Er verstand den „Logos“ als einheitsstiftendes, geistiges Prinzip des Kosmos. Alles befindet sich in einem beständigen Werden, das

in der Einheit des Logos aufgehoben ist. Widersprüche und Paradoxien weisen den Menschen auf dieses höhere Prinzip hin, das er in seinem Denken erfassen kann, wenn er sich nicht der

Bequemlichkeit überlässt. Denn das Denken ist dem Logos wesensverwandt. Heraklits Werk ist nur fragmentarisch überliefert und besteht in großen Teilen aus kurzen Aussprüchen und Aphorismen.

Der VERSTAND erfasst (im Gegensatz zur Vernunft) die Einzelheiten der Welt, teilt sie ein und ordnet sie

systematisch. Er ist der große Analytiker, aber dabei nicht in der Lage, eine lebendige Ganzheit zu denken. Dies kann nur

die Vernunft, die das höhere, zusammenfassende Vermögen ist und die Vielheit auf eine höhere Einheit beziehen kann.

FRIEDRICH SCHILLER hat in seinen „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ diese beiden Richtungen als zwei Triebe im Menschen aufgefasst, die er Stofftrieb und Formtrieb nennt: der erste drängt stets auf eine Vielfalt von Erscheinungen, der zweite auf deren Einheit. Schiller war sich klar darüber, dass beide Triebe je für sich nicht das letzte Wort haben können; beide genügen je für sich nicht, um zwischen Beliebigkeit und starrem System die Form zu finden, die ein Menschenbild braucht.

FRIEDRICH SCHILLER:
1759-1805. Hauptsächlich bekannt als Dichter, hat Schiller doch auch wichtige philosophische Werke hinterlassen, allen voran die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“. In diesen steht die Frage nach der

Realisierung der menschlichen Freiheit im Mittelpunkt. Freiheit ist für Schiller nichts, das ein für alle Mal erreicht werden kann, sondern ein labiler Zustand, der dadurch zustande kommt, dass die sich widersprechenden Vermögen des Menschen - Erfahrung und

Vernunft (Stoff- und Formtrieb) - im „Spieltrieb“ in eine Balance gebracht werden können. Diesen „ästhetischen Zustand“ soll und kann die Kunst anregen. Sie wird dadurch zum Erziehungsmittel für Mensch und Gesellschaft.

Übung:

Um dem Gleichgewicht zwischen den beiden Extremen „Beliebigkeit“ und „starres System“ auf die Spur zu kommen, können Sie sich am Ende eines Tages die Aufgabe stellen, drei Situationen aus dem Tagesgeschehen zu erinnern, in denen Sie zu starr, zu fest gehandelt oder gedacht haben und drei Situationen, in denen Sie zu „flüssig“, zu wenig konturiert waren. Wie hätte eine ausgewogenere Handlung aussehen können?

Das Verhältnis von fließender Bewegung und ordnender Orientierung muss sich in einem Gleichgewicht halten. Denn je fließender die Wirklichkeit ist, desto mehr Ordnung brauchen wir, um uns nicht zu verlieren, und je geordneter etwas ist, desto mehr fließende Verlebendigung ist nötig, damit es nicht verhärtet. Bezogen auf den Menschen, der sich stets entwickelt und deshalb immer im Fluss ist, entsteht die Frage, ob wir zu einem ordnenden Bild kommen, das gleichwohl der Entwicklung des Menschen gerecht wird, also gleichsam zu einer „lebendigen Ordnung“.



UM DEM LEBEN GERECHT ZU WERDEN,
BRAUCHEN WIR EINEN LEBENDIGEN VERSTAND.

IV. Was ist Wahrheit?

Damit ist die Frage nach dem, was Wahrheit ist, berührt. Wahrheit ist, das immerhin können wir feststellen, weder Beliebigkeit noch starre Widerspruchsfreiheit. Das erste ist aus sich klar, das zweite dürfte einsichtig sein aus dem Entwickelten. Wir können es aber mit einem Gedanken noch knapp vertiefen. Widerspruchsfreiheit ist ein Charakteristikum der Logik. Logik aber gibt uns niemals Wahrheit, sondern immer nur formale Richtigkeit. Ein einfaches Beispiel:

Alle Katzen sind grün.
Max ist eine Katze.
Also ist Max grün.

Zweifelsohne ist der Schluss formal richtig. Wahr hingegen ist er nicht. Warum ist er nicht wahr? Offenbar weil seine Voraussetzungen – „Prämissen“ sagt man in philosophischer Fachsprache – nicht wahr sind. Es stimmt keineswegs, dass alle Katzen grün sind. Woher wissen wir das? Aus einer Prüfung an der Erfahrung. Hier genügt bei einer All-Aussage ein einziges Gegenbeispiel, um sie zu widerlegen, zu „falsifizieren“.

Daraus ergibt sich: Logik ist nur dann wahr, wenn ihre Prämissen wahr sind. Wie prüfe ich aber die Prämissen? Nicht durch Logik, das wäre ein Zirkelschluss, also ein Beweis, der das voraussetzt, was er eigentlich erst beweisen soll, sondern durch empirische oder metaphysische Urteile bzw. Erfahrungen.

Auch wenn damit scheinbar noch nicht viel gewonnen ist, hilft uns diese Überlegung für einen weiteren Schritt.

In der Philosophie der Gegenwart wird häufig bezweifelt, dass es überhaupt Wahrheit gibt. Dazu wird auf das sogenannte „Münchhausen-Trilemma“ der Wahrheit verwiesen. Folgendes ist gemeint:

„Ein Satz A ist wahr. Warum? Weil der Satz B gilt. Warum gilt B? Weil C ...“

Wenn ein Satz genau deswegen wahr ist, weil ein anderer ihn begründet, dann gibt es folgende Fälle:

- a) es geht ins Unendliche so weiter, denn jeder Satz kann ja wieder von einem anderen begründet sein; das aber begründet am Ende gar nichts;
- b) irgendwann bricht man einfach ab; das gibt aber nur eine vorläufige Begründung;
- c) die Begründung wird zirkulär: C ist wahr, weil A gilt; auch das ist offenbar nichts, was zur Wahrheit führt. Aufgrund dieser Ausweglosigkeit der drei Wege, wird dieses Problem ein „Trilemma“ genannt. Der Hinweis auf Münchhausen, der eigentlich ironisch gemeint ist, verweist uns auf eine Lösung der Frage. Münchhausen hatte sich, so die Erzählung, an den eigenen Haaren aus dem Sumpf gezogen. Offenbar ist dieses Verhalten innerhalb der körperlichen Welt nicht gut möglich. Wie verhält es sich aber im Denken?

Die an sich richtigen Beobachtungen des Trilemma verweisen uns darauf, dass Wahrheit nicht dort zu suchen ist, wo ein Satz auf einen anderen gestützt wird. Das ist ohne weiteres

einsichtig. Denn: Was ist eigentlich ein Satz? In bestem Falle die sprachliche Form dessen, was wir als Vorstellungsfragment beschrieben haben. Und wie soll ein Fragment ein anderes tragen?

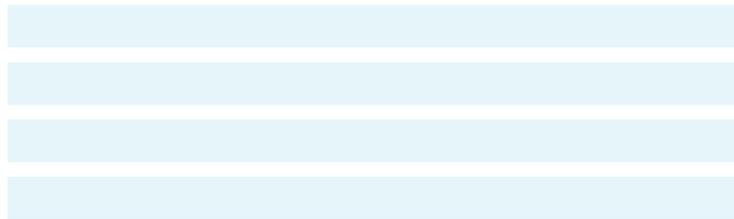
Wir haben schon gesehen, wo der Ausweg liegen kann: Im denkenden Vollzuge des Satzes „Ich bin ich“. Denn hier wird mit dem Vollzug des Gedankens zugleich das Ich hervorgebracht.

Mit Blick auf die Wahrheitsfrage geht es also nicht darum, einen ‚fertigen‘ Satz, ein Vorstellungsfragment, durch einen anderen zu begründen, sondern den Urteilsvollzug zu erfahren und dessen Klarheit zu erleben, durch den überhaupt ein Satz oder Vorstellungsfragment entsteht. Wahrheit wird also auch nur im Urteilsvollzuge erlebbar, und da ein Vorstellungs-Fragment-Bewusstsein diesen Vollzug nicht erlebt, weil es nur das Produkt aber nicht den Vollzug des Gedankens kennt, ist dieses gewöhnliche Bewusstsein auch nicht wahrheitsfähig.

Die Frage nach der Wahrheit und ihrer Begründung ist also verwiesen nicht auf den Zusammenhang gegebener Sätze, indem einer den anderen stützt, sondern auf den Urteilsvollzug, dessen Ergebnis sich in einem Satz ausspricht. Ein Urteil zu bilden wiederum heißt, eine äußere Wahrnehmung mit einem Begriff (z. B. „Was ich sehe, ist eine Rose.“) oder mindestens zwei Begriffe miteinander zu verbinden (z. B. „Eine Rose ist eine Blume.“).

Übung:

Denken Sie den Satz: Eine Rose ist eine Blume. – Beobachten Sie innerlich, wie Sie die beiden Elemente „Rose“ und „Blume“ mittels des Wörtchens „ist“ miteinander verbinden. Diese Verbindung nennen Sie dann „Urteil“.



Daraus folgt eine wichtige Einsicht über den Charakter von Wahrheit. Anders als wir es vielleicht gewohnt sind zu glauben gilt: Wahrheit wird nur als Vollzug im Raume lebendiger Entwicklung erfahren; dann ist Wahrheit selbst nicht anders denkbar als sich entwickelnd. D.h. eine Vorstellung von einer ewig, unveränderlich beharrenden Wahrheit wird derjenigen weichen müssen, die besagt, dass etwas durchaus wahr sein kann und später wahrer werden kann. Der schon genannte

Nikolaus von Kues konnte beispielsweise in seiner Philosophie den Komparativ „wahrer“ bilden, der aus unseren heutigen Denkgewohnheiten so seltsam erscheint. Damit meinte er nicht, dass etwas erst als halbrichtig erkannt wird, und dann als richtiger (aber immer noch ein wenig falsch), sondern dass etwas als wirklich wahr erkannt wird, und gerade deswegen immer als noch wahrer erkannt werden kann.

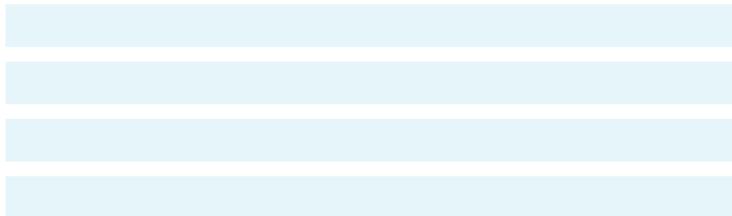
Eine Vorstellung davon können wir uns bilden, wenn wir an Einsichten denken, die wir vor Jahren gewonnen haben und denen wir plötzlich eine neue Seite abgewinnen; das macht die alte Einsicht nicht unwahrer, es vertieft sie aber. Ja, wir können die bereits gewonnene Wahrheit dazu nutzen, um mit ihrer Hilfe etwas „wahrer“ zu erfassen. Wer beispielsweise als geübte Musikerin gut mit einem Stück vertraut ist, hat gerade dadurch die Möglichkeit, in noch tiefere Erkenntnisschichten zu gelangen: Die vorige Erfahrung kann, wenn ich sie festhalte, mir den Blick auf die aktuelle verstellen, aber sie kann ihn auch vertiefen. So wie die Vorstellungsfragmente über einen Menschen mich daran hindern können, ihn unbefangen zu betrachten, oder es gerade ermöglichen, für die Entwicklung dieses Menschen aufzuwachen. Es wird davon abhängen, ob ich vorstellen will und damit auf der Ebene des einmal gefällten Urteils zu bleiben, oder ob ich denken will, also das einmal gefällte Urteil gebrauche, um besser hinzuschauen. So kann also eine alte Einsicht eine Wahrheitserfahrung in lebendiger Vertiefung und damit zu einem Wahrnehmungsorgan für die Gegenwart werden.

⋮

⋯➔ WAHRHEIT IST LEBENDIG. SIE ENTWICKELT UND VERTIEFT SICH.

Übung:

Überlegen Sie einige Erkenntnisse, die sich im Laufe Ihres Lebens vertieft haben. Vielleicht fällt Ihnen ein Buch ein, das Sie vor zehn Jahren gelesen haben und später nochmals und das Ihnen beim zweiten Lesen ganz neue Seiten offenbart hat. Oder eine Einsicht über eine Lebensfrage, mit der Sie umgehen und die sich im Laufe Ihrer Biographie vertieft hat. Fragen Sie sich, wie diese Vertiefung vonstatten geht.



V. Ein neues Sehen der Welt

Wir halten einen Moment inne und rekapitulieren das bisher Gewonnene: Wir haben gesehen, dass unsere Erkenntnis vom Menschen wie alle Erkenntnis immer auch ein Handeln ist, das es zu verantworten gilt. Damit wir den Menschen adäquat erkennen, müssen wir aber unsere Erkenntnis lebendig werden lassen, also als Vollzug in den Blick nehmen und sie dadurch dem Fließen in der Welt anmessen. Wir haben als nächstes gesehen, dass erst eine solche lebendige Erkenntnis wahrheitsfähig ist, weil sie allein den Vollzug des Urteils in seinem Zustandekommen in den Blick nehmen kann. In diesem Sinne kann Wahrheit, wie wir zuletzt gesehen haben, immer auch vertieft werden.

An einer bestimmten Denkform können wir uns nun in einem fünften Schritt konkret verdeutlichen, was „lebendige Vertiefung“ meint. Dazu ein weiteres Beispiel aus der Geistesgeschichte:

Am Ende seines Lebens schreibt Nikolaus von Kues einen Dialog mit dem Titel „Über den Gipfel der Schau“. Die Eingangsszene schildert, wie Peter von Erkelenz, sein Sekretär, ihn in den Ostertagen 1464 anspricht: es sei ihm aufgefallen, dass der Kardinal etwas erkannt habe. Deswegen fragt Peter diesen: „Was suchst Du?“, lateinisch: „Quid quaeris?“ Mit dieser Frage möchte Peter wissen, was den Kardinal beschäftigt. Er bekommt die merkwürdige Antwort: „Das sagst Du richtig“, lateinisch: „Recte dicis“. Peter beschwert sich, auf die Frage keine Antwort bekommen zu haben, sondern eine Bestätigung. Nikolaus erklärt ihm, dass dessen Frage zugleich eine Aussage gewesen sei. Er frage bzw. suche nach dem „Quid“, nach dem „Was“.

Nikolaus will mit dieser Szene deutlich machen, dass ein wesentlicher Gewinn des Denkens ist, die richtige Frage stellen zu können. Denn man muss schon recht viel verstanden haben und kennen, um eine gute Frage an jemanden zu richten. Versuchen Sie einmal, einem Spezialisten eines Gebietes eine solche Frage vorzulegen, deren Beantwortung diesem selbst zu neuen Einsichten verhilft. Das ist gar nicht so einfach. Es ist also der Charakter einer guten Frage, dass sie auf viel Einsicht fußt und zugleich neue Einsichten möglich macht.

Fragen stellen heißt also eigentlich, sich mit der Antwort eine Fähigkeit erwerben, etwas noch besser zu verstehen und wiederum noch präziser fragen zu können. Um es genau zu sagen: Ich kann eine Antwort auf eine Frage als eine abschließende Antwort verstehen, die ich ‚schwarz auf weiß‘ nach Hause trage und bis an mein Lebensende als Antwort behalte. Dadurch wird sie aber zu einem festen Vorstellungsfragment. Oder ich kann die Antwort nicht als endgültig begreifen, sondern als eine Möglichkeit zur Fähigkeit, noch bessere Fragen zu entwickeln. Eine Antwort kann also eine Antwort bleiben, oder sie kann stets aufs Neue aufs Spiel gesetzt werden. Dann wird sie zu einer Fähigkeit für eine neue Frage.

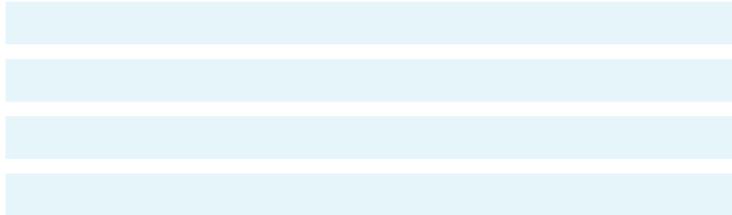
Im ersten Fall bleibt mir die Antwort äußerlich; ich kann sie erinnern oder vergessen – sie ändert mich nicht. Im zweiten Fall mache ich mir die Antwort zu eigen und lasse zu, dass ich mich mit ihr und durch sie verändere.

Damit gewinnt das, was wir als unsere Vorstellungsfragmente kennen, eine neue Dimension. Nehme ich sie als Möglichkeit einer weiteren Frage, so sehe ich nicht auf sie, sondern ich sehe mit ihnen. Im ersten Fall sehe ich nicht die Sache, sondern mein Bild von der Sache. Im zweiten Falle erblicke ich die Sache, um die es geht – sicher nicht so gut, wie manch anderer, aber doch immerhin ein Stück weit. Und ich weiß, dass meine Erkenntnis durchaus vertiefbar ist, aber darum doch nicht falsch.

Versuchen wir, diesen letzten Sachverhalt noch einen Schritt genauer zu beschreiben. Was heißt es, „mit“ den Vorstellungen zu sehen? Wenn wir uns etwa an einen Baum erinnern, den wir gestern gesehen haben, dann steht diese besondere Birke in ihrer singulären Umgebung mehr oder weniger deutlich vor unserem inneren Auge. In diesem Erinnerungsbild sind verbunden „diese Birke“ (Wahrnehmung) und „Birke überhaupt“ (Idee). Will ich mir etwa klarmachen, welche Farbe und Struktur die Birkenrinde hat, so rufe ich mir die Erinnerung an „diese Birke“ hervor und weiß, dass ich damit eine typische Birkenrinde erinnere. Ich sehe also damit innerlich nicht nur diese Birke, sondern auch das, was alle Birken zu Birken macht.

Übung:

Erinnern Sie eine Birke bzw. erstellen Sie ein inneres Bild aus ihren Erinnerungen. Merken Sie, wie schwierig es ist, dieses Bild satt und nicht nur schemenhaft zu erstellen? Versuchen Sie, Ihre (staunende) Aufmerksamkeit darauf zu richten, wie es kommt, dass Sie es schaffen, nicht Eiche, sondern tatsächlich Birke vorzustellen und diese als solche zu erkennen.



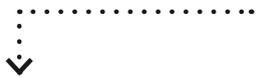
Welches der beiden Elemente, Wahrnehmung oder Idee, ist nun geeignet, mit ihm zu sehen? Offenbar nicht „diese Birke“. Denn wenn ich sie mir vor Augen führe, sehe ich gerade keine andere Birke. Wenn ich hingegen an der Vorstellung das präsent halte, was die Birke zur Birke macht, so hilft es mir, „jenen Baum“, den ich heute sehe, auch als Birke zu verstehen, und vielleicht sogar etwas an ihm zu begreifen, was ich ohne die andere, vorhergehende Birkenerfahrung nicht hätte begreifen können.

Es kommt hier nur auf den einen Punkt an, dass die innere Aktivität des Erkenntnisweges eine solche ist, dass sie die fragmentierte Vorstellung in eine Fragefähigkeit verwandelt. Das in ihr zum Ausdruck kommende Allgemeine wird dann nicht als Ergebnis eines konkreten Erinnerungsbildes, sondern als „Sehhilfe“ benutzt. Diese Sehhilfe ist fähig, durch das in ihm enthaltene Allgemeine (Idee) auf das Wesen der Sache hin zu schauen. Die einstmals gebildete, jetzt aber in Bewegung gebrachte Vorstellung wird zum Organ, durch welches sich das Allgemeine und die Wahrnehmung wieder lebendig zusammenfügen können.

Ein Allgemeines, als Frage gedacht, kann somit kein festes, starres sein. Es muss vielmehr selbst offen und lebendig bleiben. Nennen wir dieses Allgemeine der Birke mit einem vorläufigen und noch nicht endgültig geklärten Begriff die „Idee“ der Birke, so können wir formulieren, dass Ideen ihrem Wesen nach lebendig sein müssen.

Daraus ergeben sich Konsequenzen für unsere Frage nach dem Menschenbild. Wir erreichen einen wichtigen Punkt. Ein Menschenbild zu haben kann nicht meinen, eine bestimmte

Summe fertiger Vorstellungen mit sich herumzutragen. Solche einfach vorhandenen Vorstellungen sind im Regelfall nichts weiter als Vorurteile. Für den Menschen entscheidend ist, einen Bezug zu lebendigen Ideen im beschriebenen Sinne zu haben. Nicht gegebene Inhalte, sondern eine Fähigkeit zu lebendiger und wahrer Erkenntnis ist die grundlegende Bestimmung dessen, was ein Menschenbild ist. Das „Menschenbild“ selbst dürfen wir damit nicht von seiner inhaltlichen Seite, sondern von seiner Fähigkeitsseite her verstehen. So können wir sagen: Ein Menschenbild zu haben heißt, je und je lebendige Ideen in der Wirklichkeit bilden zu können.



EIN MENSCHENBILD IST EINE LEBENDIGE, ENTWICKLUNGSFÄHIGE IDEE, DIE MICH IMMER WIEDER NEU ZU EINER WAHREN ERKENNTNIS ÜBER DEN MENSCHEN FÜHRT.

VI. Wirkung, Wirken, Erscheinung, Wesen

Wir sind an verschiedenen Stellen unserer Überlegung darauf gestoßen, dass es um einen Übergang aus dem Starren, Festen, Vorgestellten in ein Bewegliches, Dynamisches, Lebendiges geht. Wir wollen es in einem sechsten Schritt unternehmen, diesen Übergang noch ein wenig genauer zu fassen. Zunächst bedienen wir uns dazu wiederum eines Beispiels aus der Geschichte:

Blickt man auf die Geschichte der Wissenschaften, so lässt sich eine entscheidende Verschiebung ausmachen, von der her sich der Übergang verstehen lässt. Es ist um das Jahr 1600, als der Astronom **JOHANNES KEPLER** mit Hilfe der Daten seines berühmten Kollegen **TYCHO DE BRAHE** die Bahn der Planeten berechnet. Dabei entdeckt er die ersten zwei der drei nach ihm benannten Gesetze. Das erste ist wohl

JOHANNES KEPLER: 1571-1630. Astronom, Mathematiker, Theologe und Philosoph. Er entdeckte die Gesetzmäßigkeiten, nach denen sich die Planeten um die Sonne bewegen (Keplersche Gesetze). Diese Entdeckung beruhte auf dem Grundgedanken, das Universum sei aus den fünf Platonischen Körpern (regelmäßigen geometrischen Körpern) aufgebaut. So verstand Kepler den Kosmos als harmonisches Gefüge. Darüber hinaus galten ihm der Kosmos sowie die einzelnen Planeten als belebt.

TYCHO DE BRAHE: 1546-1601: Dänischer Astronom, der besonders bekannt war für seine in der damaligen Zeit extrem genauen Beobachtungen und Messungen der Himmelserscheinungen. Johannes Kepler war kurz vor Brahes Tod dessen Assistent und konnte für seine Berechnungen auf dessen einmaligen Datenschatz zurückgreifen. Nur dadurch war die Infragestellung der Kreisbahn und die Berechnung der elliptischen Bewegung der Planeten möglich.

das populärste bis heute, dass nämlich die Planeten sich in Ellipsenbahnen um die Sonne bewegen.

Was uns heute nicht mehr beschäftigt, aber für Kepler noch eine entscheidende Frage war: Wie können Planeten eigentlich auf gekrümmten Bahnen ziehen? Bis zu Kepler und seinem 1600 auf dem Scheiterhaufen verbrannten Kollegen **GIORDANO BRUNO** war es selbstverständlich, dass Gestirne als geistige Wesen angesehen wurden, nicht nur als Materieverdichtung. Und eine der wesentlichen Begründungen dafür lautete seit der Antike, dass eine gekrümmte Bahn, deren Krümmung nicht dadurch bestimmt ist, dass ein Gegenstand zur Erde fällt, sondern in freier, ewiger Bewegung begriffen ist, jemanden braucht, der eine solche Bewegung leitet. Eine gradlinige Bewegung bedarf nur eines Anstoßes, aber eine gekrümmte offenbar eines fortwährenden Willensimpulses zur Krümmung.

Seit der Antike sah man dafür die sogenannten Planetengeister als zuständig. So beschreibt es auch Kepler in der ersten

Auflage seiner Schrift „Weltgeheimnis“. Viele Jahre später, etwa mit Beginn des 30jährigen Krieges, erscheint eine zweite Auflage. In ihr fügt Kepler eine Anmerkung ein, die besagt, der Leser solle das, was er früher Planetengeist genannt habe, nun als „Kraft“ verstehen. Nicht ganz 100 Jahre später hat Newton dann Keplers Ideen vollständig mathematisiert; alle Gesetze hat er einheitlich auf eine Kraft basiert, nämlich die Gravitationskraft. Nun ist Newton auf seine Weise ein gewissenhafter Denker, und er muss zugeben, dass er nicht sagen kann, was eine Kraft ist. Darum fügt er einen berühmt gewordenen Satz an: „Ich erfinde keine Hypothesen“ – deswegen verzichtet er darauf, zu erfassen, was eine Kraft ist, und begnügt sich, mit ihr zu rechnen.

Diese kleine Geschichte bietet eine interessante Verschiebung. Da gibt es zunächst das Engelwesen. Dieses Wesens wird man inne – „sichtbare Götter“ nennt **PLATON** die Gestirne –, wenn man auf den Planeten und seine Bewegung schaut. Im bewegten Planeten tritt zweitens das geistige Wesen in Erscheinung. Auf einer weiteren, dritten Stufe gehen Wesen

GIORDANO BRUNO: 1548-1600. Italienischer Philosoph, Dichter und Astronom, der zeitweise dem Dominikanerorden angehörte. Er vertrat die Auffassung einer das ganze, unendliche All durchdringenden

Weltseele, was ihm den Vorwurf des „Pantheismus“ (d. h. Gott ist identisch mit Natur und Kosmos) einbrachte. Ein unendlicher Kosmos lässt sich jedoch nicht mit der Idee einer Schöpfung zusammendenken

(da die Schöpfung immer umgrenzt und geordnet ist). Bruno wurde deswegen aufgrund seiner Überzeugungen als Ketzer verbrannt.

PLATON: 428/27-448/47 v. Chr. Griechischer Philosoph, Schüler des Sokrates. Platon war und ist einer der einflussreichsten Philosophen der Geistesgeschichte. Ein Philosoph des vergangenen Jahrhunderts schrieb: „Die sicherste allgemeine Charakterisierung der philosophischen Tradition

Europas lautet, dass sie aus einer Reihe von Fußnoten zu Platon besteht.“ (Whitehead). – Ein Zentrum von Platons Philosophie bildet die sogenannte Ideenlehre. Die Ideen sind die Ursachen aller Gegenstände, welche als sinnliche Erscheinungen an diesen teilhaben. Will die menschliche Seele zu

einer sicheren Erkenntnis gelangen, muss sie zur Schau dieser Ideen aufsteigen, indem sie eine innere Umwandlung vollzieht. Dieser Erkenntnisvorgang ist zugleich eine „Wiedererinnerung“ an das, was die Seele vor ihrer Geburt geistig geschaut hat.

und Erscheinung verloren; was bleibt ist die Kraft: das Wirken. Schließlich hat ein Newton – und in der Folge das ganze moderne Bewusstsein – nur noch ein Wissen um die Wirkung der Kraft. Wirkung, Wirken, Erscheinung, Wesen – das ist eine für die Antike bis zu Kepler hin typische Stufenfolge von Qualitäten. Der jeweilige Übergang von einer zur nächsten Qualität stellt eine Schwelle dar, die zu überschreiten ist. Seit und mit Newton sind wir eine mathematisierende Wissenschaft gewöhnt, welche sich nur in der Lage sieht, Wirkungen zu erfassen und auf eine zugrundeliegende Kraft zu verweisen, aber diese selbst bereits für metaphysisch und unerkennbar zu erklären.

Wir wählen ein zweites Beispiel, um die Unterschiede nochmals deutlicher zu machen. Der griechische Denker Platon entwickelt in seinem Werk „Gesetze“ zehn Arten der Bewegung. In der Einführung schreibt Platon, dass diese Überlegungen so wichtig und so schwierig sind, dass sie nur mit dem Beistand der Götter formuliert werden können – es ist ihm also sehr wichtig, was nun kommt.

Die beiden ersten Arten der Bewegung sind „trennen“ und „zusammenfügen“. Diese Arten der Bewegung geschehen, wo unorganische Körper aufeinandertreffen. Wie bei Legobausteinen kann man hier nur zusammenstecken oder auseinandernehmen. Dabei bleiben die Teile im Wesentlichen unverändert; die Zusammenfügung ist mechanisch.

Das nächste Paar ist „Wachsen“ und „Schwinden“. Hier sind wir auf der Ebene des Organischen. Eine Pflanze wächst, aber sie verblüht, verwelkt und stirbt auch ab. Das sind zwei unterschiedliche Bewegungen, die beide zum Lebendigen gehören.

Das dritte Paar ist „Entstehen“ und „Vergehen“. Damit betreten wir den Raum des Seelischen. Eine Stimmung zum Beispiel entsteht und vergeht. Aber auch ein seelisches Wesen insgesamt wird geboren und stirbt.

Zu diesen sechs **BEWEGUNGSARTEN** kommen nun noch zwei Paare: nämlich zum einen die geradlinige und die gekrümmte Bewegung. Damit gehen wir zu den geistigen Wesen über. Diese Art wollen wir hier nicht weiter diskutieren, ebensowenig wie das letzte Paar: die Bewegung, die nur bewegt, weil sie selbst von außen bewegt wird, und diejenige, die sich von selbst bewegt; die sich selbst bewegende Bewegung ist bei Platon diejenige, welche den unsterblichen Wesen zukommt und welche die eigentlich Göttliche ist.

Bleiben wir bei den drei ersten Paaren, so erkennen wir darin die oben geschilderten drei Übergänge: vom Unbelebten zum Lebendigen, vom Lebendigen zum Seelischen.

Bezogen auf unsere Frage nach den Voraussetzungen eines Menschenbildes können wir also festhalten, dass der Übergang ins Lebendige einer ist, welcher genau dadurch bestimmt ist, dass er das Bewusstsein und die geistigen Gehalte in den Raum des Wachsens und Schwindens hebt. Ideen und Einsichten und das zu ihnen gehörende Bewusstsein können wachsen und schwinden.

Ob etwas unbelebt oder belebt ist, macht einen gewaltigen Unterschied: Ein Kristall mag noch so beeindruckend sein, eine lebendige Pflanze ist etwas vollkommen anderes. Hat man das qualitativ Umstürzende dieses Übergangs einmal

Bewegungsarten nach Platon („Nomoi“):

Trennen - Zusammenfügen (physische Dinge)

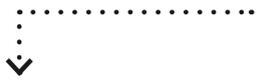
Wachsen - Schwinden (Pflanze)

Entstehen - Vergehen (seelische Erscheinungen)

gerade Bewegung - gekrümmte Bewegung (geistige Kraftwirkungen)

von außen bewirkte Bewegung - von selbst bewirkte Bewegung (Götter)

vor Augen und versteht, dass das gewöhnliche Bewusstsein fragmentierter Vorstellungen dem Unlebendigen zu vergleichen ist, dann wird begreiflich, dass der Übergang ins Lebendige auch und gerade für das Bewusstsein ein großer Schritt ist.



DER ÜBERGANG VON EINER FESTEN VORSTELLUNG ZU EINER LEBENDIGEN IDEE IST WIE DER ÜBERGANG VON EINEM KRISTALL ZU EINER PFLANZE.

Übung:

Stellen Sie sich einen schön geformten Kristall vor und daneben ein Schneeglöckchen. Versuchen Sie dem qualitativen Unterschied zwischen dem toten Sein des Kristalls und dem lebendigen Sein der Blume nachzusinnen.

VII. Zusammenfassung

Blicken wir in einem siebten und letzten Schritt nochmals zurück auf den Ertrag des gegangenen Weges. Unsere Ausgangsfrage nach den Voraussetzungen eines Menschenbildes hat uns einige wesentliche Dimensionen vor Augen geführt. Im ersten Abschnitt stand die erste bewusste Erfahrung des „Ich bin“, das ich nicht habe, aber auf das hin ich werden kann, als Ankergrund des Menschenbildes im Zentrum.

Diese Dynamik des „Ich bin“ entfaltete sich mit Blick auf die Idee von Mikro- und Makrokosmos. Das Ich wird hier nicht wie ein Punkt oder ein Zentrum erlebt, sondern aufgespannt in den ganzen Kosmos hinein. Dabei wurde klar, dass Denken vor allem moralische Implikationen hat, weil es schon immer die Welt im Kleinen und im Großen mitgestaltet. Die moralische Bildung fordert daher ein Denken jenseits der Beliebigkeit eines Stofftriebes und diesseits der Starrheit eines Formtriebes. Daraus ergibt sich ein lebendiger Wahrheitsbegriff. Er lässt sich in der Fähigkeit zu fragendem Denken üben und konkretisieren. Eine solche Fähigkeit führt uns an den Übergang zu einem Ich-Bewusstsein im Bereich des Lebendigen, wo wir wieder an unserem Ausgangspunkt eines Ich-Verständnisses ankommen, das nicht mehr nur (Bewusstseins-)Zentrum ist, sondern zu einem Teil einer ganzheitlich erfahrenen Natur wird.

Insgesamt lassen sich drei Grundfaktoren bestimmen, die als Voraussetzung eines Menschenbildes wesentlich sind:

1. Bewusstseinswandlungsfähigkeit des Ich

Das Gewinnen eines Menschenbildes heißt zunächst, sich selbst als lebendiges Ich-Wesen immer neu zu gewinnen und aufzugeben, um auf einer höheren Ebene neu existieren zu lernen. Dabei bleibt das Ich nicht, wie es war. Es verändert sich auch nicht nur inhaltlich, sondern es erwirbt sich andere Bewusstseinsformen, die sich so zueinander verhalten, wie z. B. Blüte zu Blatt. Die Blüte geht aus dem Blatt hervor, ist allerdings wie von höherer Art und bildet eine Form der Vollendung der Pflanze. Die natürliche Reihe von Schlafen, Träumen und Wachen wird in einer neuen Bewusstseinsform durch die vom Ich kultivierte Tätigkeit fortgesetzt. Analog zur Idee der Metamorphose der Pflanze, wie Goethe sie denkt, kann man auch von einer Metamorphose des Ich-Bewusstseins sprechen. Sie stellt das eigentliche Menschenbild dar.

2. Historische Bewusstseinsentwicklungen als Übungsfeld

Hegel, der philosophische Zeitgenosse von Goethe, hat dessen Idee einer **METAMORPHOSE DER PFLANZE** auch auf

Goethe veröffentlichte im Jahr 1790 die botanische Schrift „Versuch über die Metamorphose der Pflanze“. In deren Mittelpunkt steht die Idee einer „Urpflanze“, die eben als Idee die einzelnen Glieder der Pflanze in der Zeit

aus einem (zeitlosen) Ganzen heraus wachsen lässt. Hierbei ist es das Organ des Blattes, das sich über Stengel, Blatt und Blüte bis zur Frucht verwandelt, d. h. metamorphosiert. Als Grundbegriffe für das Wachstum bestimmt Goethe

„Polarität“ und „Steigerung“. Die Übergänge der einzelnen Stadien sind dabei die wesentlichen Momente des Gewahrendens der Tätigkeit der „Urpflanze“. Sie können nur durch ein bewegliches Denken erfasst werden.

die Geistesgeschichte übertragen. Sie bietet, so verstanden, ein genuines Übungsfeld. In ihr kann das Ich lernen, wie seine Bewusstseinsformen sich wandeln, es kann auch andere Bewusstseinsformen vergangener Jahrhunderte (z. B. durch das Studium der Philosophiegeschichte) selbst (nach erleben. Insofern ist eine solche geschichtliche Übung in Bewusstseinsmetamorphosen die wesentliche methodische Voraussetzung, um ein Menschenbild zu entwickeln.

3. Übergang ins Lebendige

Der systematische Bereich der Voraussetzungen eines Menschenbildes berührt zunächst und vor allem den Übergang ins Lebendige. An die Stelle der Vorstellungsfragmente tritt das Denken im Urteilsvollzug. Sie wahrzunehmen, braucht einen Wachstumsprozess an Fähigkeiten.

Bei allen drei Grundfaktoren für die Bildung eines Menschenbildes geht es also um die Frage, wie wir von der Ebene des Gewordenen auf die Ebene des Werdens gelangen. Diesen Übergang ins Lebendige können wir im Denken vollziehen. Dadurch bewegen wir uns von einer festen Vorstellung hin auf den Vollzug einer lebendigen Wahrheitserfahrung. Wir können ihn aber auch im Wahrnehmen üben, indem wir uns nicht nur mit einem einzelnen Sinneseindruck begnügen oder unterschiedliche Wahrnehmungen aneinanderreihen, sondern indem wir versuchen, zur Wahrnehmung eines Lebensvollzuges selbst zu gelangen. Beide Aspekte sind in diesem Kapitel bereits angedeutet worden. Um sie weiter zu vertiefen, wird jedem im Folgenden ein weiteres Kapitel gewidmet.

3. Wie gelangen wir von der Ebene des Gewordenen auf die Ebene des Werdens im lebendigen Denken?

Unsere Denk-Wanderung am Ende des zweiten Kapitels hat uns zum Übergang vom Gewordenen zum Werden im Bereich des Denkens geführt. Nun werden wir untersuchen, wie dieser Übergang in Zusammenhang mit dem menschlichen Leben und der menschlichen Entwicklung steht.

Eintrag ins Werdebuch

Die deutsche Sprache kann mit ihren zusammengesetzten Wörtern immer wieder einen Anlass zum Hinterfragen der Wortbildung und damit einen Zugang zur ursprünglichen Bedeutung bieten. So ist in dem Wort „Wirklichkeit“ das „Wirkende“ substantiviert, das heißt die Einwirkung oder Auswirkung bzw. die Wirkung. Damit deutet das Wort Wirklichkeit nicht so sehr auf das Gewordene, sondern vielmehr auf die Kraft im Prozess der Veränderung. Das „Werden“ würde dann den gesamten Prozess der Wirkungen und der Veränderung des Gewordenen über mehrere Etappen bezeichnen. Eine Parallele gibt es in der betrieblichen Buchhaltung zwischen der prozesshaften Betrachtung, der Gewinn- und Verlustrechnung, und der Bilanz, des Status in einem Zeitpunkt. Das führt zu der Überlegung, dass die Wirklichkeit das dauernd verändernde

Element, die jeweils einwirkende Kraft ist, und das Veränderte in jedem Betrachtungszeitpunkt das Gewordene. Um den Zusammenhang zu sehen zwischen den Betrachtungszeitpunkten, muss ich auf die Wirklichkeit, die wirkenden Kräfte schauen und diese beobachten und einschätzen, um mir zukünftiges Gewordensein vorstellen zu können. An dieser Stelle weiter zu denken, scheint mir lohnend, weil man mit diesen Begriffen die um uns herum verlaufenden Entwicklungsprozesse und ihre Dynamik besser erfassen kann. Und wir haben ja ein großes Interesse daran, im wahrsten Sinne des Wortes vorsichtig, das heißt voraussichtig, zu sein. Der Blick auf die Kräfte, die unendlich viele sein können und die nicht leicht zu benennen sind, wird eben wegen dieser Schwierigkeiten, das Wesentliche dabei herauszuarbeiten, häufig ersetzt durch die Spekulation darüber, was werden könnte.

So betrachtet, ist also die Wirklichkeit die dauernd Veränderung Bewirkende. Sie bringt jeden Augenblick ein neues Gewordenes zur Erscheinung. Das, was wir alltäglich Wirklichkeit nennen, ist also das Gewordene. Seine Erscheinung halten wir für stabil, in bleibender Ruhe, weil wir die feinen Veränderungen nicht bemerken, oder, weil wir es in unserem Bewusstsein in der Verharrung halten wollen.

Wir können damit aber auch sehen, dass die Wirklichkeit das Sein spendende, das eigentliche Leben ist. Endet diese Wirklichkeit, endet die Veränderung, ist der Tod eingetreten, der Seinstod. Es bleibt der Schein – das nicht mehr Lebensbewirkte, das ohne diese Aufbaukraft von der kraftlosen Natur in den Zerfallsprozessen mitgenommen wird. Das, was wir Wirklichkeit nennen, ist so das am Leben Erhaltende, die verändernde, aufbauende Kraft.

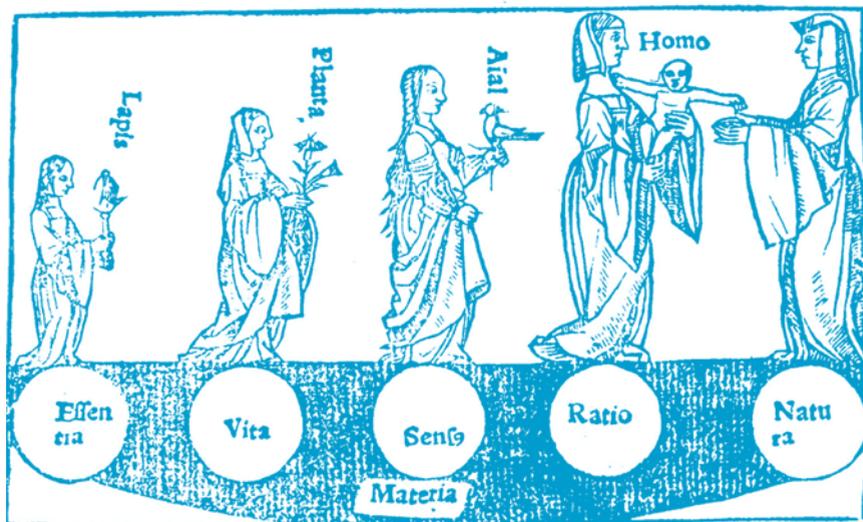
Leben, Denken, Ich

Was uns als unser Menschen- und Weltbild erscheint, begegnet uns, im Sinne der letzten Zeilen, nicht als eigentliche Wirklichkeit, sondern als Gewordenes. Anhand dieses Grundcharakters wird uns das Wesen des Gewordenen verständlich: das gewordene, an der Gegenwart nicht erneuerte Urteil, kann sehr leicht zum Vorurteil werden; mit dem Gewordenen kann ein Neues sich nur additiv verbinden; nur ein Werdendes kann ein Werdendes, nur ein Lebendiges ein Lebendiges organisch aufnehmen. Alles Neue, was zu einem Gewordenen hinzugefügt wird, bleibt ein Fremdkörper, wenn nicht das Gewordene sich wieder in ein Werdendes verwandelt, um das Neue aufzunehmen. Wie aber ist ein solcher Prozess vom Gewordenen ins Werdende denkbar?

Wir wollen versuchen, dazu einen einfachen, aber grundlegenden Gedanken noch einmal vertiefend zu formulieren. Im vorigen Kapitel hatten wir einen Unterschied zwischen natürlicher und kultureller Entwicklung notiert und hinsichtlich des Ich, also des Menschen und seines Werdens festgehalten. Dort hieß es:

„Das Werden des Menschen hingegen ist nicht natürlich, sondern kultürlich. Die Natur macht den Menschen nicht zu einem Ich – dazu kann er nur sich selbst machen. Sie führt ihn bis an die Stelle, von der aus er seine Entwicklung in die Hand nehmen kann. Die Natur entlässt ihn mit der Vorstellung seiner selbst, mit Selbstbewusstsein, und vielen Vorstellungsfragmenten. Über diesen natürlichen Zustand hinaus kann nur er selbst sich selbst entwickeln. Diese Arbeit ist eine Ich-Kultur.“

Wir wollen diesen Gedanken nochmals illustrieren und wenden uns dazu einem französischen Philosophen der Luther-Zeit zu: **CAROLUS BOVILLUS**. Dieser von Nikolaus von Kues geprägte, in Paris um 1500 lebende Denker hat in einem seiner Werke die natürliche Entwicklung des Menschen in folgendes Schaubild gefasst:⁹



CAROLUS BOVILLUS: 1479-1567. Französischer Philosoph und Theologe der Renaissance. Bovillus gehörte zum Kreis der Pariser Humanisten. Er schätzte das Werk des Nikolaus von Kues und sorgte für einen Druck desselben. Sein eigener Ansatz

verband ein enzyklopädisches Lernen mit der Idee einer geistigen Entwicklung des Menschen. Der Mensch wird als natürlicher Mensch geboren („homo“), aber er muss sich selbst nochmals in Selbsterkenntnis und Selbstgestaltung schaffen („homo homo“);

so wird er erst eigentlich Mensch. Dieser Mensch kann dann drittens rein geistig durch die Begegnung mit Engeln und Gott nochmals sich erweitern („homo homo homo“).

Bovillus will mit dem Bild die Grenze der rein natürlichen Entwicklung deutlich machen. Dazu bedient er sich der Bilder und Begriffe seiner Zeit. Wir sehen hier die Entwicklung eines Menschen, einer Frau, in vier Stufen beschrieben. In den Kreisen unter den Figuren finden wir die Erläuterungen, um wen es sich jeweils handelt. Ganz rechts unter der Figur steht: „Natura“, die Natur. Sie ist der Zielpunkt der Entwicklung. Die vier weiblichen Figuren zeigen von links nach rechts die natürlichen Entwicklungs- und Wachstumsschritte des Menschen. Bovillus folgt dabei der seit der Antike bis in seine Zeit und darüber hinaus üblichen Einteilung der menschlichen Lebensphasen in Zyklen von sieben Jahren.

Auf dem ersten Bild sehen wir ein kleines Kind. Die Unterschrift lautet „essentia“ / „Sein“. Der über ihr stehende Begriff ist „lapis“ / „Stein“. In der ersten Lebensphase bildet sich die leibliche Gestalt des Menschen aus. Noch im 20. Jahrhundert war eine gewisse leibliche Proportioniertheit ein Kriterium für Schulreife.

Auf dem zweiten Bild finden wir ein Mädchen mit „vita“ / „Leben“ als Grundbezeichnung, oben begleitet von „planta“ / „Pflanze“. Diese Phase reicht bis in die Pubertät.

Dann folgt mit „sensus“ / „Empfindung“ und „animal“ / „Tier“ (als beseelt-empfindendes Lebewesen) die dritte Stufe, bezeichnet durch eine junge Frau.

Mit und um den Zeitpunkt der Volljährigkeit, früher 21, erscheint die Stufe der „ratio“, des „Denkens“, und hier zeigt sich der nun natürlich zu einem Abschluss gekommene „homo“, der „Mensch“. Im natürlichen Kreislauf – die Frau trägt als Mutter nunmehr

ein Kind auf dem Arm – setzt dieser Prozess an dieser Stelle wieder von vorne an; der Mensch wird in den Zwanzigerjahren, so Bovillus, wieder der Natur gegeben.

Es kommt hierbei weniger auf Zahlen und Jahre an. Was hier für eine von der Antike bis in die Neuzeit reichende Tradition sichtbar wird, ist die Auffassung, dass sich menschliches Leben innerhalb der Natur schrittweise entwickelt: die leibliche Gestalt, die Lebenssphäre bis hin in die Differenzierung der Geschlechter, das seelische Leben mit seiner ganzen emotionalen Tiefe bis hin zu einer Urteilsfähigkeit und schließlich der Fähigkeit, mit diesem Denken so in der Welt zu stehen, dass das menschliche Leben gesichert und fortgeführt werden kann. Das also, was wir, modern gesprochen, zunächst einmal lernen und was uns von außen vermittelt werden kann, reicht hin bis zu dieser Stufe des natürlichen Denkens, der „ratio“.

Nun liegt für Carolus Bovillus der entscheidende Punkt darin, dass der Mensch nicht einfach nur als natürlicher Mensch Mensch ist, sondern dass er sich dieses Menschsein durch sein eigenes Bewusstsein wirklich zu eigen macht. Wir stellen einen kleinen Passus aus dem 4. Kapitel des Buches „Vom Weisen“¹⁰, welches zu obigem Bild gehört, hierher:

¹⁰ Der (lateinische) Text ist verfügbar im Anhang von: Cassirer, Ernst: Individualität und Kosmos in der Philosophie der Renaissance. Berlin 1927. Diverse Nachdrucke. Eine lateinische Fassung mit französischer Übersetzung ist enthalten in: Le livre du sage : introduction, nouvelle traduction et notes par Pierre Magnard, Paris: Vrin, 2010.

„Offenkundig ist aus dem, was wir gesagt haben, dass der Mensch auf dreifache Weise oder aus drei Gründen Mensch genannt werden kann. Entweder ist der Mensch einfach Mensch, d. i. aus dem menschlichen Körper und der denkenden Seele zusammengehaucht. Auf diese Art ist jeder Mensch Mensch, sowohl der Unweise wie der Weise, sowohl der Säugling wie, wer männliche Kraft erreicht hat. Diese Art des Menschen besteht nämlich von Natur aus; es ist ersichtlich, dass auf diese Art unter den sinnlichen Substanzen die menschliche Spezies eine vierte Stufe darstellt.“

Hier ist der Mensch einfach beschrieben als natürliches, lebendiges Wesen, welches seinen Entwicklungsgang nimmt, so wie die Pflanze. Auch bei ihr ist die Wurzel ebenso Pflanze wie Blüte. Hier steht der Mensch in der Reihe von Stein, Pflanze und Tier; er ist ein reines Naturgeschöpf wie sie.

Bovillus fährt mit einer zweiten Art fort:

„Oder: Mensch nennen wir den, der vollkommenes Wachstum seines Körpers erlangt hat und der actu als Mann einhergeht. Deswegen werden der Säugling und der Knabe keinesfalls Mensch genannt.“

Hier liegt der Blickpunkt darauf, dass sich Leben und Denken im Menschen so verbunden haben, dass die natürliche Einheit einen gewissen Abschluss erreicht hat; also denjenigen Zustand im obigen Bild, in dem die Frau wiederum ein Kind im Arm hält. Der Begriff Mensch wird dann auf den vollkommensten Zustand der natürlichen Entwicklung bezogen. In die Natur tritt

die „ratio“, das natürliche Denken, in ihrer Vollendung in die Erscheinung. Dadurch zeigt sich der natürliche Mensch in seiner besonderen Eigenart am deutlichsten.

Nun gibt es aber noch eine dritte Möglichkeit für Bovillus:

„Oder ferner: Mensch ist, wer an seiner Seele reif ist und vollkommen an Tugend. Auf diese Weise sind weder der Säugling noch der Unweise Menschen, sondern allein die Strebenden und Weisen. Es ist nämlich der strebende Mensch ganz und gar oder in dreifacher Weise Mensch: Mensch von Natur, Mensch von Alter und Mensch von Tugend. Wer aber nicht strebend ist: dieser kann nur auf zweifache Weise Mensch sein: von Alter und von Natur. Wer aber dem Alter nach nicht Mensch ist, wie der Säugling, dieser kann nur auf eine Weise, d. i. von Natur, Mensch zu sein bezeichnet werden, nach Alter und Tugend ist er es nicht.“

Der hier entscheidende Unterschied liegt in dem Ausdruck „Tugend“ und in der Bezeichnung „strebender Mensch“. Zu der natürlichen Entwicklung tritt hier das kulturelle Streben mit dem Charakter der „Reife“ hinzu. Dieser Gedanke einer bewussten Selbstentwicklung wird mit dem Begriff der „Tugend“ verbunden. Damit schlägt ein Funke in die ganze Entwicklung, der nicht mehr nur natürlich ist. Die hier gemeinte Reife ist nicht allein das Ergebnis eines natürlichen Reifens, sondern eine Reife, die aus dem Streben nach Tugend resultiert, also nur als kultureller Prozess je aus dem individuellen Bewusstsein heraus unternommen werden kann.

Damit sind wir nun in der Lage, unseren Ausgangspunkt noch einmal genau und losgelöst von Carolus Bovillus zu bezeichnen:

1. Der Übergang von Natur zu Kultur ist nicht selbstverständlich. Er muss bewusst vollzogen werden.
2. Er wird manifest in der Entdeckung, dass sich in der natürlichen Entwicklung das Denken immer nur auf die Natur richtet. Dabei meint Natur jetzt nicht „äußere Natur“, sondern die „Gegebenheiten der Welt“, das Gewordene, was mir entgegentritt als mich erhaltend oder hemmend. Das Denken richtet sich von Natur aus niemals auf sich selbst und niemals auf ein Werden, sondern auf die Welt der Sinne und der daran gebildeten Vorstellungen.
3. Das Nadelöhr des Übergangs von der natürlichen zur kulturellen Entwicklung ist das Ich. Denn im Ich richtet sich das Denken immerhin auf sich selbst als natürlich Gewordenes – so kommen wir zu unserem normalen Ich-Bewusstsein und seinen Vorstellungsfragmenten.
4. An diesem Punkt entsteht für das Ich die Möglichkeit, danach zu fragen, ob das natürliche Leben des Denkens, welches immer zu einem neuen Gewordenen führt, auch so umgekehrt werden kann, dass es kulturell rückwärts sich wendet: das Gewordene wiederum in ein Lebendiges überführend. Damit ist der Ort der eingangs bezeichneten Frage, auf die hin wir uns Bovillus zugewendet haben, bestimmt, die lautete: Wie ist ein Prozess vom Gewordenen ins werdende denkbar?

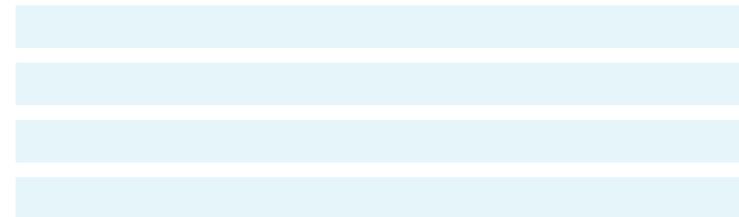
Wir halten kurz inne, weil hiermit ein entscheidender Punkt bezeichnet ist. Die Bewegung, die Bovillus skizziert, schildert eine Entwicklung des menschlichen Bewusstseins und des Menschen insgesamt, die bei allen Einflüssen der Kultur, sich auf einer natürlichen Grundlage vollzieht. Schulreife, Geschlechtsreife, Urteilsreife, Weltreife entstehen zunächst zwar kulturell verschieden, aber der zu ihnen führende Prozess erfolgt als solcher wie „automatisch“, natürlich. Damit aber gelangt der Prozess an ein Ende. Was nicht mehr „automatisch“ oder natürlich einfach „geschieht“, ist, dass das Ich sich auf sich selbst wendet und nach den Quellen fragt, aus denen und von denen her es entstanden ist. Wir unterstreichen diesen wichtigen Moment nochmals in folgendem Punkt:

5. Diese kulturelle Rückwendung, dem Denken eine Richtung auf das Leben zu geben, ist ein Entschluss und eine Tat des Ich-Bewusstseins. Wie jede Tat gehört sie damit in den Raum des Moralischen. Deswegen nennt Bovillus sie eine Frage der Tugend. Man muss diese Tat lernen, man muss sie als Fähigkeit lernen, und man muss diese Fähigkeit als moralisch gute Fähigkeit sich erwerben: eben als Tugend, die kulturell reift.
6. Der Entschluss zum Erwerb dieser Tugend und die Übung derselben können nicht von außen dem Ich anezogen werden. Der Entschluss dazu ist aber zugleich einer, der das Denken in das Leben, in die Wirklichkeit zurückführt. Insofern kann auch er ebenso wie die zu ihm gehörende Fähigkeit kein rein Gegebenes, Gewordenes sein, sondern nur selbst etwas, was lebendig ist, das heißt: ein Streben.

7. Es ist diese Qualität des Strebens, die Goethe am Ende seines „Faust II“ vor Augen hatte, als er den Gedanken formulierte: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen“.

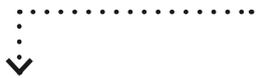
Übung:

Versuchen Sie, diese sieben Schritte skizzenhaft und in Stichworten für sich nachzuzeichnen. Hilft Ihnen dabei eine Zeichnung? Finden Sie eine Form, in der Sie gedankliche Bewegungen aufzeichnen können und die zu Ihnen passt.



Wir können also festhalten, dass das Nadelöhr auf dem Weg zu einem Menschenbild das Umwandeln des Gewordenen in Wirklichkeit durch das eigene Tugendstreben ist, und zwar nicht irgendeines, sondern dasjenige, wo sich Tugend und Denken verbinden.

Diese Verbindung ergibt sich aus der doppelten Beobachtung, dass die Tätigkeit des Denkens sich von Natur aus nicht auf sich selbst richtet und dass das Ich-Bewusstsein dem Denken (und zugleich sich selbst) die Möglichkeit bieten kann, diese Beobachtung der lebendigen Tätigkeit des Denkens zu vollziehen. Sie ist für Bovillus der einzig mögliche Ausgangspunkt von Kultur.



DAS ICH IST DAS NADELÖHR DER KULTÜRLICHEN ENTWICKLUNG DES MENSCHEN. DURCH DIE AUSBILDUNG VON TUGENDEN SCHAFFT DAS ICH SICH EIN INSTRUMENT, DAS STREBEN NACH ENTWICKLUNG IM LEBEN ZU VERWIRKLICHEN.

Wirklichkeit betrachten mit der Brille des lebendigen Denkens

Wie lässt sich dieser Schritt eines kultürlich-strebenden Erkennens beschreiben und vollziehen? Der Ausgangspunkt ist im letzten Abschnitt klar geworden. Er wird freilich nur ein Ausgangspunkt sein, aber diesen immerhin können wir sicher beschreiben.

Dasjenige, was uns von Seiten des Denkens vorliegt, sind unsere Vorstellungen. Diese Vorstellungen sind geworden. Sie sind nicht mehr in der Region des Lebens. Sie sind statisch, erinnerbar, fixiert.

Welcher Begriff erlaubt uns einen Übergang vom Gewordenen zum Werden? Seit der Antike lautet die Antwort darauf: derjenige der Bewegung. Schon Platon unterschied ja systematisch zehn Arten der Bewegung. Im vorigen Kapitel haben wir diese zehn Arten kurz vorgestellt. Die beiden anorganischen Bewegungen sind „trennen“ und „zusammenfügen“; die beiden organischen sind „wachsen“ und „schwinden“.

Unsere Aufgabe besteht also darin, unsere Vorstellung in Bewegung zu versetzen. Und diese Bewegung muss eine solche sein, dass sie nicht einfach trennt oder zusammenfügt, sondern mit den Vorstellungen etwas vollzieht, was auf Wachsen und Schwinden zielt.

Für eine Lösung dieser Aufgabe, Vorstellungen in Bewegung zu versetzen, holen wir uns wieder einmal Hilfe aus der Philosophiegeschichte. Wir erwähnten schon, dass Carolus Bovillus von Nikolaus von Kues geprägt wurde, und so wenden wir uns nun diesem erneut zu.

Eines seiner Werke heißt: „De beryllo“. Auf Deutsch: „Über die Brille“ oder „Über den Beryll“. Als „Beryll“ hat man damals auch Bergkristalle bezeichnet, und man hat sie verwendet, um daraus Brillen zu fertigen. Nikolaus schreibt ein Buch, um dem Leser zu einer „geistigen Brille“ zu verhelfen, mit der man besser sieht.

Gleich eingangs hält Nikolaus fest, dass man mit dieser „Brille“ zu einer geistigen Schau oder Einsicht gelange, welche über das natürliche Denken hinausreiche; erst dadurch werde man geistig urteilsfähig. Nikolaus ist optimistisch, dass man sich diese Fähigkeit durch Lektüre seines Büchleins in ein paar Tagen erwerben könne. Wir sind etwas bescheidener und konzentrieren uns einfach nur auf eine wesentliche Übung, die er darin vollzieht.

Wir setzen mit einer einfachen Beobachtung ein, die Cusanus als erster Denker des Abendlandes systematisch reflektiert hat. Menschliches Erkennen ist immer perspektivisches Erkennen. Wahrnehmung von etwas ist immer eingeschränkt. Aber deswegen heißt subjektiv-perspektivisches Erkennen noch lange nicht, dass darin bloße Beliebigkeit zum Ausdruck komme. Bloße Subjektivität und Perspektivität sind zwei verschiedene Dinge. Am Beispiel des Sehens wird klar, dass der Blick auf die Nordseite eines Baumes zwar kein Bild seiner Südseite gibt und dass das Urteil, mit diesem einen Blick den ganzen Baum

zu umfassen, falsch ist. Aber daraus zu folgern, dass der Blick auf den Baum ausschließlich subjektiv sei, dass also aus der vom Subjekt gesehenen Nordseite der Schluss zu ziehen sei, es könne überhaupt nichts über den Baum, sein Dasein und sein Sosein, gesagt werden, das ist gleichfalls unzutreffend.

Dieser Sachverhalt kann eine Ebene abstrakter gefasst werden. Versteht man Perspektivität als Grundbedingung menschlichen Erkennens überhaupt, wie Nikolaus es tut, dann bedeutet sie nicht, dass alle Vorstellungen von Dingen bloße Vorstellungen sind, sondern nur, dass sich Geistiges, Ideelles in der endlichen Vorstellung nicht in seinem vollständigen Inhalt, sondern lediglich in einer bestimmten Form zeigt. Die Form ist selbstverständlich an den erkennenden Menschen, also ein Subjekt, gebunden und von der Zeit und Kultur beeinflusst, in der dieser Mensch lebt. Trotz und gerade deswegen ergibt sich dadurch ein Blickwinkel, eine Perspektive auf die Wirklichkeit.

Dieser Sachverhalt sei an einem zu Cusanus zeitgenössischen Beispiel näher erläutert: Wenn die Jungfrau von Orleans um 1425 behauptet, ein geflügelter Erzengel Michael würde mit ihr sprechen, dann wird man diese Aussage nicht mit dem Hinweis als unwahr bezeichnen dürfen, dass die Vorstellung eines geflügelten Erzengels ein durch Tradition und Erziehung individuell bedingtes Vorstellungsprodukt sei. Im Sinne des Cusanus wäre präzise zu trennen zwischen dem Medium der Vorstellung (Bild eines geflügelten Michaels) und dem damit bezeichneten (zumindest möglichen) objektiven Gehalt selbst (dem Zuteilwerden einer göttlichen Offenbarung in personaler Begegnung mit einem Geistwesen). Vorstellungsform und Gehalt sind, bedingt durch die Perspektivität der Vorstellung, natürlicherweise nicht identisch.

Die Wahrnehmung der Idee in drei Schritten

Nun kann der Mensch etwas zur Wahrnehmung machen, was im gewöhnlichen, gerade geschilderten Falle immer erst zur Wahrnehmung hinzutritt: die Idee selbst. Nikolaus Cusanus konzentriert sich hier also auf genau den Vorgang, den wir anhand von Bovillus als den Übergang zu einer kultürlichen Entwicklung des Ich beschrieben haben. Gewöhnlich ist in unserem Bewusstsein die gewordene Vorstellung; sie ist das Ergebnis einer Wahrnehmung und einer damit verknüpften Idee oder, was hier dasselbe bedeutet: eines Begriffs. Dieses Ergebnis kommt zustande durch die Verbindung beider im Akt des Urteilens. Nikolaus unternimmt es nun, diesen Akt des Urteilens in den Blick zu nehmen, und zwar mit einer perspektivischen Blickrichtung auf den Begriff.

Nikolaus nennt eine solche Form des Erkenntnisvorgangs eine nicht-erkennende Schau. Er charakterisiert damit, dass hier ein Sonderfall gegenüber dem gewöhnlichen Erkennen gegeben ist. Sollte es möglich sein, einen Begriff als Wahrnehmung zu haben, so tritt nämlich Folgendes auf: Als Gegenstand der eigentlich durch den Begriff deutungsbedürftigen Wahrnehmung erscheint der deutende Begriff selbst. Wollte man im gewöhnlichen Erkennen verbleiben, so müsste man der Wahrnehmung den Begriff hinzufügen; das ist aber nicht nötig, weil der Begriff selbst schon als Wahrnehmung vorliegt. Wenn ich etwas sehe und dann erkenne, es ist ein „Pferd“, dann habe ich die Wahrnehmung von „Pferd“ gehabt, die mir solange unklar war, bis ich die Wahrnehmung als „Pferd“ verstanden habe; verstanden habe ich sie, indem ich den Begriff „Pferd“ mit der

Wahrnehmung verbunden habe. Der Begriff ist also dasjenige, was mir eine jeweilige Wahrnehmung verständlich macht. Mit Hilfe des „Begriffs“ Pferd verstehe ich eine Wahrnehmung, die mir entgegentritt, und kann sie als Wahrnehmung von „Pferd“ begreifen.

Übung:

Schauen Sie aus dem Fenster und fixieren Sie etwas, das Sie sehen. Sodann lassen Sie Ihren Blick auf dem Gegenstand ruhen und versuchen gleichzeitig, Ihre innere Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu richten, z. B. was Sie heute Abend essen werden. Bemerkens Sie, wie der Sinneseindruck, also die Wahrnehmung verschwindet, wenn wir unser Denken vor ihr abwenden?

Wenn ich nun aber nicht eine äußere Wahrnehmung von „Pferd“ hätte, sondern in der inneren Beobachtung den „Begriff von Pferd“ wahrnehmen würde, dann träte ein neuer Fall ein. In den bisherigen Fällen war die Wahrnehmung grundsätzlich deutungsbedürftig. Ohne den Begriff begreife ich nicht, was ich sehe. Positiv: Der Begriff ist das, was mir Wahrnehmung begreifbar macht. Wenn nun keine äußere Wahrnehmung eines Pferdes angeschaut würde, sondern wenn der Begriff selbst wahrgenommen würde, was wäre dann der Fall? Wenn ich diese Wahrnehmung deuten wollte, dann müsste ich auch hier den Begriff zu ihr hinzufügen. Was heißt das?

Im konkreten Fall: Wenn ich die Wahrnehmung des „Begriffs vom Pferd“ habe, dann müsste ich den „Begriff von Pferd“ als Begriff hinzufügen. Das ist aber sinnlos. Denn eben diesen Begriff habe ich ja schon vorliegen. Dadurch verändert sich die Erkenntnisform vollständig. Zwei Punkte sind wesentlich:

1. Wenn der „Begriff des Pferdes“ angeschaut wird, dann tritt er jetzt (und neu) in der Form der Wahrnehmung auf.
2. Das, was gesehen wird, ist nicht mehr das, was der Deutung bedarf (die äußere Wahrnehmung), sondern es ist das, was die Wahrnehmung begreifbar macht, selbst. Daraus ergibt sich, dass in dieser Erkenntnisform nicht mehr zu einer Wahrnehmung ein Begriff hinzugefügt wird. Vielmehr braucht es nichts weiter, als einfach den sich selbst als Wahrnehmung deutenden Begriff wahrzunehmen.

Nikolaus nennt diese Form der Erkenntnis, wie viele Philosophen vor ihm und nach ihm, die **„INTELLEKTUELLE ANSCHAUUNG“**.

Was hier zunächst als etwas komplizierte Überlegung angestellt wurde, soll nun in besagtem Beispiel aus der Schrift „Über den Beryll“ von Nikolaus Cusanus veranschaulicht werden:

Nikolaus bittet den Leser, sich einen Strohhalm zu nehmen und diesen zu knicken. Dadurch entsteht ein Winkel, der beliebig vergrößert oder verkleinert werden kann. Nun erinnere man sich innerlich an diesen Vorgang und abstrahiere ihn: Aus dem geknickten Strohhalm werden einfach zwei mathematische Strecken, die sich in einem Punkt schneiden.

Was kann ich nun mit diesem Gebilde in der inneren Vorstellung anfangen? Was heißt es beispielsweise, eine solche Vorstellung in Bewegung zu versetzen?

INTELLEKTUELLE ANSCHAUUNG ist ein wichtiger Begriff der Philosophie des Deutschen Idealismus. Er bezeichnet im Gegensatz zur sinnlichen Anschauung, bei der die Anschauung wie ein Fertiges, Gegebenes von außen auftritt, die Fähigkeit des Ich, das

selbst hervorgebrachte Denken zur inneren Anschauung zu bringen. Dies ist immer auch ein Akt der Selbstanschauung, bei dem sich das Ich allerdings nicht nur selbst erkennt, sondern gleichzeitig hervorbringt.

In Antike, Mittelalter und früher Neuzeit bedeutet der Begriff die Fähigkeit rein geistiger Schau, etwa als Wahrnehmung von Ideen oder Engeln.

Der Prozess kann in drei Stufen geordnet werden.

I. Den Winkel vorstellen

Zunächst bilde man sich, schlägt Nikolaus vor, die Vorstellung eines konkreten Winkels; damit hat man nicht „Winkel überhaupt“ (den Begriff des Winkels) vor dem inneren Auge, sondern nur „diesen einen konkreten Winkel“.

Jetzt, so Nikolaus, stelle sich das Bewusstsein nicht einfach nur „diesen Winkel“ vor, sondern es versetze ihn in Bewegung, um so die verschiedenen Möglichkeiten von Winkel sich vor Augen zu führen: stumpfe, spitze, rechtwinklige etc. Indem nun einer der beiden Schenkel des Winkels (oder auch beide) um den Scheitelpunkt des Winkels kreisen, durchläuft das Vorstellen je und je verschiedene Winkel.

Dabei bleibt das Gesehene trotz der Bewegung zunächst nichts anderes als immer ein konkreter Winkel. Es liegt also ein konkreter Fall von Perspektivenwechsel vor. Hierbei geht das erkennende Subjekt um das Objekt herum wie im Falle des Baums, nur dass „Herumgehen“ sich jetzt als geistige Vorstellungsbewegung manifestiert, indem das Subjekt innerlich das Phänomen alle ihm möglichen Gestalten annehmen lässt. Auch für den Baum ließe sich Analoges im Geiste durchführen – wenn man ihn gut genug kennt.

In der Bewegungsvorstellung erfährt das bewegende Bewusstsein, wie der Winkel unterschiedliche Arten durchläuft: spitze, stumpfe, rechte, etc. Es versteht, dass es zwar die

ganze Zeit nur je einen konkreten Winkel sieht, aber dass die Wandlungen dieses konkreten Winkels alle nur möglichen Winkelformen abdecken. Und es wird ihm im Bewegungsverlauf der Zusammenhang aller Unterarten von Winkel in der Idee von Winkel wie folgt verstehbar.

II. Den Winkel bewegen

Das sich den Winkel in Bewegung vorstellende Bewusstsein kann sich klar machen, dass es bereits für sein In-die-Bewegung-Versetzen des Winkels eine Voraussetzung gemacht hat: Um einen Winkel in Bewegung zu versetzen, führt es eine Bewegung aus, welche die den Winkel konstituierenden Elemente unangetastet hält; denn es ist ja der Winkel, der als ganzer in Bewegung versetzt wird.

Würde man beispielsweise nicht den ganzen Schenkel des Winkels in Bewegung setzen, sondern nur den halben, so würde entweder der Schenkel in zwei getrennte Teile zerbrechen oder ein weiterer Winkel entstehen. Indem das Bewusstsein das innere Bild so bewegt, wie es bewegt, wird ihm deutlich, dass in aller Bewegung die entscheidenden Elemente von dem, was ein Winkel ist, erhalten bleiben. Die Bewegung richtet sich also nach den Gesetzmäßigkeiten von „Winkel“.

Indem das Bewusstsein sich diesen Sachverhalt klar macht, erblickt es in dem bewegten Winkel etwas anderes. Zwar sieht es in der Vorstellung nach wie vor einen konkreten Winkel, aber in diesem konkreten Winkel werden jetzt die Konstituenten

dessen, was Winkel ist, sichtbar, indem sie im stets sich wandelnden Bild konkreter Winkel als „bewegliche Konstanten“ entdeckt und sichtbar werden. In dem einen Winkel tritt der Begriff oder die Idee des Winkels in die Erscheinung, weil das Bewusstsein immer genau die Elemente wahrnimmt, welche zu „Winkel überhaupt“ gehören.

Das den Winkel in Bewegung vorstellende Bewusstsein sieht also nicht nur eine Vorstellung, sondern in der Bewegung, und nur in ihr, wird ihm klar, dass der Übergang von einer zu der anderen Winkelvorstellung nur gelingt, weil im Übergang wie in der Vorstellung immer auch „Winkel überhaupt“ zugleich mit der Vorstellung gesehen werden kann.

Darum kann diese bewegende Anschauungsform einer Vorstellung intellektuelle Anschauung heißen, weil sie über die Vorstellung hinaus im Medium derselben den Begriff von Winkel, nicht nur die Vorstellung, anschaulich zu machen vermag.

Im dritten Schritt kann das Bewusstsein betrachten, was es betrachtet, wenn es den Begriff von Winkel sieht. Woher stammt die Evidenz der Wahrheitserfahrung? Auf der einen Seite liegt sie in der Tatsache, dass bloß angeschaut werden muss. Der Begriff wird eine Tatsache der Wahrnehmung, die nicht weiter deutungsbedürftig ist. In dem Beispiel von Cusanus wird der Begriff des Dreiecks ja in der konkret wahrgenommenen Bewegung des Strohhalms sichtbar.

III. Erfahrung des Denkens

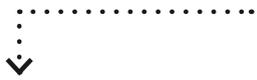
Nun kann das Bewusstsein einen weiteren Schritt vollziehen. Bislang hat es sich auf den Inhalt konzentriert: den Winkel. Nun kann es auf die Form übergehen: Der Sachverhalt selbst ist eine solche Tatsache, in der das Bewusstsein sieht, dass dasjenige, was in der Schau des Begriffs von Winkel liegt, für alle Begriffe gilt.

Die Vorstellungsform selbst ist, wenn sie begriffsmäßig bewegt wird, derart, dass sie in und als Vorstellung auch den Begriff selbst sichtbar macht. Ob wir begriffsgemäß bewegen, darüber erlangen wir Sicherheit: Wenn eine Eiche in Bewegung vorgestellt wird, ist klar, dass der Stamm nicht birkenförmig sein darf. An der Schau des Begriffs von Winkel macht das Bewusstsein also methodisch, wenn es auf die Form sieht, zugleich die Erfahrung der Schau des Begriffs vom Begriff überhaupt, also diejenige des Denkens.

Was alle Vorstellungen von Dreiecken verbindet, ist der Begriff vom Dreieck. Was in gleicher Weise alle Begriffe miteinander verbindet, ist, dass sie Begriffe sind. Die zusammengehörende, lebendige Einheit, aus der die Begriffe stammen, also das, was Nikolaus und andere Philosophen den Begriff des Begriffs nennen, das ist das Denken selbst.

Wir können uns dieses auch in folgender Weise klar machen: Um den Begriff „Winkel“ in der geschilderten Weise zu erfahren, benötigt das Bewusstsein offenbar eine Unzahl anderer Begriffe. Denn in der Anschauung des Begriffs „Winkel“ sind vorausgesetzt: Linie, Schenkel, Schnittpunkt

(oder Scheitelpunkt), Raum, Bewegung u.a. Geht man vom Winkel auf einen Begriff der äußeren Welt wie denjenigen des anderen Beispiels „Baum“ über, so wird sofort deutlich, was gemeint ist: Im Begriff von Baum ist enthalten: Ast, Zweig, Blatt, Grün, Wurzel, Stamm, Boden, Sonne, Himmel, Wald, Hecke, Pflanze etc. Der Begriff des Baums enthält alle anderen Begriffe, die aus einer bestimmten Perspektive, nämlich von Baum aus, angeschaut werden. Der entwickelte Begriff der Perspektivität wird also nunmehr auf der Ebene der Begriffe selbst verankert. Dabei wird die Erfahrung des einen einzelnen Begriffs eine Erfahrung der Widerspiegelung aller Begriffe.



EIN BEGRIFF ALS BEGRIFF KANN GENAU DANN ALS WAHRHEIT ERLEBT
WERDEN, WENN SICH IN IHM DIE GESAMTHEIT ALLER BEGRIFFE WIDERSPIEGELT.

Übung:

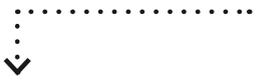
Betrachten Sie eine Landschaft und fragen Sie sich, wieviele Begriffe Sie zum Erfassen des Landschaftseindrucks eigentlich benötigen?
Frage: Welche Welt ist die reichere: die der sinnlichen Wahrnehmung oder die der Ideen oder Begriffe?

Jeder Begriff ist eine bestimmte Perspektive auf den Zusammenhang aller Begriffe in ihrem Zusammenhang. Diese Totalität der Begriffe ist für Nikolaus der bereits genannte Begriff des Begriffs oder das Denken als dem Menschen zwar angeborenes, aber kulturell zur eigenen Gestaltung aufgegebenes Vermögen.

Dieser Gedankengang verdeutlicht, dass dem menschlichen Geist eine Kreativität ursprünglicher Erkenntnis innewohnt. Mit ihr haben wir jetzt eine genauere Bezeichnung dessen gewonnen, was die Sphäre des Werdenden ist. Immer dort, wo es dem Menschen gelingt, zu einer kreativen und lebendigen Erkenntniserfahrung zu kommen, rührt er an diese Sphäre. Dadurch verwandelt sich sein gesamtes Denkgefüge. Eine gewöhnliche Erkenntnis oder Assoziation tritt zu unseren Vorstellungen additiv hinzu. Eine tatsächliche Erkenntnis verwandelt organisch alle unsere Vorstellungen – manche mehr, manche weniger –, wie ein Wachstum einer Pflanze diese bis in die Wurzeln verändert.

Es ist dieses, wie gesagt, nur eine erste Übung im lebendigen Denken. Wir wollen sie mit einem kleinen Gedanken des Cusanus abschließen. Das Denken als Begriff des Begriffs wird von Nikolaus auch mit dem griechischen Wort „Logos“ bezeichnet. Dieses Wort bezeichnet zugleich das „Wort“, und zwar das „Wort Gottes“, also Christus. Die Erfahrung des lebendigen Denkens ist für Nikolaus zugleich eine Gotteserfahrung, und zwar nicht eine unspezifische, sondern präzise die Erfahrung des göttlichen Wortes, welches man in der christlichen Tradition Christus nennt.

Nikolaus von Kues nimmt mit den hier vorgestellten Überlegungen zum seelischen Verfertigen einer geistigen Brille also jene Tradition der Mystik auf, die in Vertretern wie **MEISTER ECKHART** als ihren wesentlichen Inhalt die Verkündigung der Möglichkeit der Geburt Gottes in der menschlichen Seele hat. Diese Gottesgeburt in der menschlichen Seele ist es, welche bei Nikolaus von Kues den geistigen Hintergrund seiner erkenntnisbeachtenden Überlegungen bildet. Die kultürliche Ausbildung des Denkens ist die strebende Tugend nach der Geburt Christi in der menschlichen Seele als Wirklichkeit des Werdens.



IM REINEN DENKEN DES BEGRIFFS TRITT DER LOGOS IN DIE ERSCHEINUNG.

MEISTER ECKHART:
ca. 1260–ca. 1328.
Spätmittelalterlicher deutscher Theologe, Philosoph und Mystiker, der besonders für seine deutschen Predigten bekannt wurde. Er war der Ansicht, auch das einfache Volk solle die Möglichkeit zur Gottessuche und -erkenntnis

erhalten. Menschlicher Seelenkern und Gott sind für ihn nichts Getrenntes, sondern von gleicher Qualität. Der Mensch kann sich willentlich diesem ewigen Kern seiner selbst zuwenden. Dann wird Selbsterkenntnis zur Gotteserkenntnis. Meister Eckhart wurde für

seine Lehren als Ketzer verurteilt. Dabei wurden auch seine Werke vernichtet. Deswegen war sein bedeutendes lateinisches Werk über Jahrhunderte verschollen und wurde erst im späten 19. Jahrhundert wiederentdeckt.

Übung:

Geben Sie sich Rechenschaft über das, was Sie bisher über und als lebendiges Denken verstanden haben. Machen Sie sich einige Notizen dazu und stellen Sie sich selbst Fragen wie: Was braucht es zum lebendigen Denken? Welche Eigenschaften hat lebendiges Denken? Was entdecke ich durch lebendiges Denken?

Eintrag ins Werdebuch

Lebendiges Denken kann uns dazu führen, dass wir zunehmend die Wirklichkeit sehen, die aufbauenden Kräfte und die auflösenden Kräfte. Die aufbauenden Kräfte sind so vielfältig, so multifaktoriell, aus so vielen Strömungen kommend, die irgendwann begonnen haben und die über die Rhythmen von Leben, Tod und Wiedergeburt, über alle Lebensfolgen hinüber wirken – nicht nur beim Menschen. Was unterschiedlich ist in den Naturreichen, physisch, lebendig, seelisch und ich-haft, bei Mineral, Pflanze, Tier und Mensch, ist die Art der Wirkung dieser Kräfte über den Rhythmus vom Aufbau und Auflösung des Gewordenen hinaus – wie die Lebenskräfte sich lösend und wieder verbindend wirken.

Diese Wirklichkeit verändern heißt also, die Lebenskräfte verändern, das Sein, das in jedem Augenblick für uns zur Erscheinung kommen kann in der Wahrnehmung.

Wenn wir die Welt verändern wollen, neigen wir dazu, das Gewordene anzugehen, um es zu ändern. Dies Verfestigte zu verändern bedeutet jedoch Zerstörung, Disruption, geht über Gewalt. Aber es geht schnell und auffällig. Und wir wollen es ja sofort und möglichst überall und einheitlich. Entwicklung ist das nicht. Dazu müssen wir die Wirkkräfte, die Wirklichkeit verändern. Wir können es am Autofahren betrachten. Um eine Richtungsänderung zu erreichen, bleibe ich nicht stehen und setze sie mit viel Kraft um. Ich verändere vielmehr das Kräfteparallelogramm und fahre eine Kurve. Das geht nicht im Stehen und sogar schwerer beim langsamen Fahren. Das wissen nur

noch die Älteren unter uns, die noch ohne Lenkhilfe gefahren sind. Entwicklung heißt in diesem Sinn: Kurven fahren, möglichst Ideallinie, weil effizienter.

*Wie übertragen wir dieses Bild ins allgemeine Leben?
Wie verändern wir da Wirklichkeit?*

„Am Anfang ist das Wort!“, heißt es im Johannesevangelium zum Entstehen der Welt. Da wird hingedeutet auf den Weg, wie das Wort das, was wir die Welt nennen, bewirkt hat und weiter bewirkt. Wir wissen aber auch, dass die Welt nicht an einem Tag erschaffen wurde, noch nicht einmal in der Schöpfungsgeschichte, sondern die Schöpfung hat sich mit unserem Zeitbegriff über Millionen von Jahren erstreckt. Aber die Ideenwelt braucht einen anderen Zeitbegriff. Und wir haben die Vorstellung, dass hinter der Erscheinung nur eine Idee stehe. Aber hinter der Unfassbarkeit des „Urwortes“ diversifiziert es sich in eine für uns unendliche und gestaffelte Komplexität von Ideen, von denen wir nur da und dort eine oder einige begreifend und als Wirklichkeit uns zu Bewusstsein bringen können. Dennoch hilft es uns, das Gewordene in seiner Ideenbegründung ein Stückchen verständlicher, lebendiger werden zu lassen.

Bis hierher haben wir uns dem Geistigen Raum, in dem Ich und Wahrheit erfahren werden können, mithilfe der denkenden Tätigkeit genähert. Wir haben erkundet, wie wir durch eine Verflüssigung des Denkens in den lebendigen Bereich des Logos eintreten können. Wir haben das Denken als eine Kraft kennengelernt, die verstärkt werden und sich selbst wahrnehmend erfassen kann. Im nächsten Kapitel soll es

schwerpunktmäßig um die Seite der Wahrnehmung gehen, die bei jedem Erkenntnisakt anwesend ist. Wir beginnen zunächst mit der sinnlichen Wahrnehmung. Wir werden sehen, wie uns auch hier eine übende Haltung die Welt des Lebendigen und werdenden eröffnet.



4. Wie gelangen wir von der Ebene des Gewordenen auf die Ebene des Werdens im Wahrnehmen?

Die Bruchstückhaftigkeit unserer Wahrnehmungen

Wir haben gesehen, dass Wirklichkeit uns zunächst immer als gewordene erscheint. Blicken wir auf die Welt, auf die uns umgebenden Menschen oder auf uns selbst, dann nehmen wir das Hier und Jetzt als Gegebenes, als Faktum wahr, weil wir immer nur ein bestimmtes Dies-Da erfassen. Etwas als etwas zu erfassen bedeutet, dass wir einen Wahrnehmungseindruck mit dem Begriff von einer Sache verbinden und sie dadurch als solche erkennen. Indem wir etwas Bestimmtes als solches wahrnehmen, greifen wir es gleichsam aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der Eindrücke, die uns umgibt, heraus und „stellen es fest“, fixieren es als ein Bestimmtes und lassen damit zugleich alle anderen Eindrücke beiseite.

Unsere Wahrnehmung ist also zunächst notwendigerweise selektiv. Versuchen wir uns z.B. zu erinnern, was wir wahrgenommen haben, als wir gestern im Wald spazieren gegangen oder durch die Stadt gelaufen sind, dann wird uns auffallen, dass wir viele Dinge um uns herum gar nicht richtig wahrnehmen. Wie war beispielsweise der Boden, über den

wir gelaufen sind? Welche Farbe hatte er? War er uneben oder gerade? Welche Farbe hatte die Hose derjenigen Person, die uns begegnet ist? War es eine Jeans oder war es eine Stoffhose? Wie hat die Luft gerochen? Welche Geräusche waren hörbar?

Zudem können wir bemerken, dass uns besonders diejenigen Eindrücke „ins Auge fallen“, die auf uns eine besonders starke Wirkung haben, sei sie positiv oder negativ. Die Selektion unseres wahrnehmenden Erfassens der Wirklichkeit beruht nicht selten auf Sympathie oder Antipathie. Wer kennt nicht das Phänomen, einen Text gelesen zu haben und vor allem dasjenige zu erinnern, was einem gefallen oder missfallen hat? Oder einer Person begegnet zu sein und unsere Vorstellungen über sie ebenfalls auf der Grundlage von unmittelbarer Sympathie oder Antipathie gebildet zu haben? Nicht nur die prinzipielle Begrenztheit unseres Wahrnehmungsvermögens, sondern auch unsere seelische Verfasstheit spielt in das herein, was wir überhaupt wahrnehmen.

Indem unsere Wahrnehmung zunächst bruchstückhaft je und je nur ein Dies-Da, das uns entgegentritt, feststellt, greift sie es aus der fließenden Bewegung der uns umgebenden Wirklichkeit heraus. An einer Pflanze kann man dieses Phänomen besonders gut anschaulich machen: Wenn ich z. B. eine Osterglocke anschau, dann sehe ich sie in ihrem jetzigen Stadium, z. B. kurz vor dem Öffnen der Knospe und erkenne sie als eine Osterglocke in diesem bestimmten Moment ihrer Entwicklung. Ich kann erahnen, dass die Knospe morgen um dieselbe Zeit schon etwas weiter geöffnet sein wird und dass sie gestern um dieselbe Zeit noch vollkommen geschlossen war,

aber das nehme ich im Moment der Betrachtung zunächst nicht direkt wahr, denn ich habe nur einen Moment ihrer Entwicklung vor meinen Augen. So geht es uns mit allem, dessen wir gewahr werden. Auch wenn es Wahrnehmungsbereiche gibt, die von Anfang an viel stärker auf Zeitlichkeit angewiesen sind, wie beispielsweise das Hören von Melodien: Die Zeitlichkeit der Dinge selbst in ihrem Werden erfassen wir nicht.

Träten wir ganz naiv an die Welt heran und sähen die Osterglocke heute mit einer kleinen, länglich-schmalen, gelbgrünen Knospe und morgen in strahlend, aufgefächerter Blütenpracht, dann wären wir zunächst verwundert über diese Verwandlung. Nur weil wir einen Begriff haben von der Osterglocke, der all ihre einzelnen Entwicklungszustände miteinschließt, verstehen wir, dass es sich bei dieser wundersamen Verwandlung um ein und dieselbe Blume handelt. Doch dazu gleich mehr.

Fürs erste halten wir fest, dass wir an der Verwunderung über Widersprüchlichkeiten in unserer Wahrnehmung für das Werden der Welt, aber auch für die Bruchstückhaftigkeit unserer Wahrnehmung ebenso aufwachen können, wie wir an der Diskrepanz zwischen einem gebildeten Vorstellungsfragment über einen Menschen und der Veränderung, mit der der Mensch mir entgegentritt, aufwachen können für die Frage der Entwicklung eines Menschen. Wenn wir diese Verwunderung nicht nur durch die Widersprüchlichkeit der Welt gleichsam von außen hervorrufen lassen, sondern sie bewusst als Haltung einüben, dann lernen wir durch eigene innere Umbildung langsam, uns dem Werden der Phänomene anzunähern.





JEDE WAHRNEHMUNG, DIE UNS ERSCHEINT, IST NUR EIN AUSSCHNITT DER WIRKLICHKEIT. DIE WAHRNEHMUNG FÜHRT UNS AN DIE GRENZE UNSERES VORSTELLENS.

Übung:

Beobachten Sie den mit Wolken übersäten Himmel. Die Wolken sind in ständiger Bewegung. Verfolgen Sie die Bewegungen mit Ihrer Aufmerksamkeit für eine Weile. Schließen Sie die Augen und versuchen Sie, die Formen und Bewegungen der Wolken im Inneren zu reproduzieren. Wiederholen Sie diese Übung und versuchen Sie dabei, die Beweglichkeit Ihrer Vorstellungskraft zu trainieren und die Genauigkeit der Formerinnerung zu steigern.

Die Ausbildung der Wahrnehmung für das Lebendige

Jemand, der eine besondere Fähigkeit hatte, sich zu wundern, und der gerade deshalb mehr denn landläufig üblich als Philosoph bezeichnet werden müsste, war Johann Wolfgang von Goethe. Seine zahlreichen naturphilosophischen Studien zeigen, mit welcher Unvoreingenommenheit er wahrnehmend auf die Natur zuging und mit welcher denkerischen Anschmiegsamkeit er seine Erkenntnisse in ästhetische Schilderungen der Natur gießen konnte.

Seine gesamte Naturbeobachtung beruht auf der grundlegenden Erkenntnis, dass die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in der Welt und die Vertiefbarkeit unserer Wahrnehmungen in einem wechselseitig sich steigernden Verhältnis stehen. Das Wechselverhältnis von Welt- und Menschenbild, das wir im zweiten Kapitel beschrieben haben, wird bei Goethe produktiv gewendet, wenn er schreibt:

„Kaum überzeugt er [der Mensch] sich von diesem wechselseitigen Einfluß, so wird er ein doppelt Unendliches gewahr: an den Gegenständen die Mannigfaltigkeit des Seins und Werdens und der sich lebendig durchkreuzenden Verhältnisse, an sich selbst aber die Möglichkeit einer unendlichen Ausbildung, indem er seine Empfänglichkeit sowohl als sein Urteil zu immer neuen Formen des Aufnehmens und Gegenwirkens geschickt macht.“¹¹

¹¹ Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden. Band 13, Hamburg 1948ff, 53.

Nehmen wir Goethe hierin ernst, dann ist die Bruchstückhaftigkeit unserer Wahrnehmung kein naturgegebener Zustand, sondern der Ausgangspunkt einer unendlichen (Aus-)Bildungsmöglichkeit.

Auch wenn Goethe keine streng systematische Ausführung über die Methode der Wahrnehmungsschulung hinterlassen hat, finden wir doch in vielen seiner Schriften und Notizen zur Naturwissenschaft Aufschlussreiches über unsere Frage, wie wir die Wahrnehmung so vertiefen, dass wir von der Ebene des Gewordenen auf die Ebene des Werdens gelangen. Eine wesentliche Schrift hierfür ist der Aufsatz „Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt“. Die erste Feststellung, die Goethe dort macht, erinnert uns an das oben bereits erwähnte Phänomen der selektiven Wahrnehmung aufgrund von Sympathie oder Antipathie, denn hier heißt es:

„Sobald der Mensch die Gegenstände um sich her gewahrt wird, betrachtet er sie in bezug auf sich selbst, und mit Recht. Denn es hängt sein ganzes Schicksal davon ab, ob sie ihm gefallen oder mißfallen, ob sie ihn anziehen oder abstoßen, ob sie ihm nutzen oder schaden. Diese ganz natürliche Art, die Sachen anzusehen und zu beurteilen, scheint so leicht zu sein, als sie notwendig ist, und doch ist der Mensch dabei tausend Irrtümern ausgesetzt, die ihn oft beschämen und ihm das Leben verbittern.“¹²

Um diese Irrtümer zu vermeiden, gilt es, von dem Maßstab der eigenen Bewertung abzusehen und den Maßstab von den Dingen selbst her zu gewinnen – das Urteil über die Dinge also

nicht in Bezug auf das eigene Ge- oder Missfallen zu bilden, sondern von der Sache selbst her sich bilden zu lassen. Doch das ist nicht so einfach, denn über diesen neuen Maßstab verfügen wir nicht natürlicherweise, sondern wir müssen ihn uns erst erarbeiten.

Ein erster Schritt auf diesem Weg ist das In-Beziehung-Setzen der einzelnen Wahrnehmungen. Wenn ich beispielsweise die Verwandlungskunst der Osterglocke verstehen und nicht nur mein Gefallen darüber ausdrücken möchte, dann tue ich gut daran, einzelne Teilaspekte des Phänomens miteinander in Beziehung zu setzen. Ich kann z. B. zunächst die geöffnete Blüte näher betrachten. Ich kann feststellen, dass sie einen äußeren Ring von Blütenblättern und einen inneren Kelch besitzt. Ich kann die Staubgefäße und Stempel genau betrachten und den Duft der Blüte wahrnehmen. Ich kann die getrockneten Kelchblätter betrachten, die eng am Blütenboden ansetzen und einen leicht transparenten Charakter haben. Ich kann die langen, graziellen Blätter der Osterglocke sehen, die wie ein Busch um die Blüte herumstehen. Ich kann den Boden betrachten, auf dem sie wächst und die laue Frühlingsluft ins Verhältnis setzen zum Duft der Blüte.

Neben diesem In-Beziehung-Setzen der gegenwärtigen Eindrücke, kann ich z. B. die Blütenblätter betrachten und mich erinnern, wie die Knospe am Vortag aussah. Ich kann die Blütenblätter ins Verhältnis setzen zu dem, was ich erinnere. Ich kann beispielsweise überlegen, wie gestern die Kelchblätter aussahen etc. Und ich kann morgen erneut an die Blüte herantreten und sehen, wie sie langsam anfängt zu welken.

Während dieses Vorgangs werde ich feststellen, dass ich nicht nur ein immer umfassenderes Bild von der Osterglocke erhalte, sondern auch immer besser wahrnehmen lerne. Bei Goethe heißt es: „Je weiter wir diese Betrachtungen fortsetzen, je mehr wir Gegenstände untereinander verknüpfen, desto mehr üben wir die Beobachtungsgabe, die in uns ist.“¹³

Wahrnehmen lernen wir also, wie alles andere auch, indem wir es tun, aber nicht, indem wir es willkürlich tun, sondern, indem wir das Augenmerk auf die Beziehungen der Gegenstände untereinander richten.

Einen weiteren Ratschlag gibt uns Goethe in besagtem Aufsatz: Er warnt uns davor, vorschnelle Urteile zu bilden, denn, wie oben bereits bemerkt, wird in jedem Urteil das Werden der beobachteten Phänomene im wörtlichen Sinne „festgestellt“ und damit notwendigerweise bruchstückhaft. Der Grund für Goethes Warnung liegt gerade in dem Vollzug der Urteilsbildung,

„[...] denn beim Übergang von der Erfahrung zum Urteil, von der Erkenntnis zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Passe alle seine inneren Feinde auflauern, Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschnelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsinnsinn, Veränderlichkeit und wie die ganze Schar mit ihrem Gefolge heißen mag, alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter.“¹⁴

¹³ Ebd., 845.

¹⁴ Ebd., 848.

Es kommt also alles darauf an, ob wir

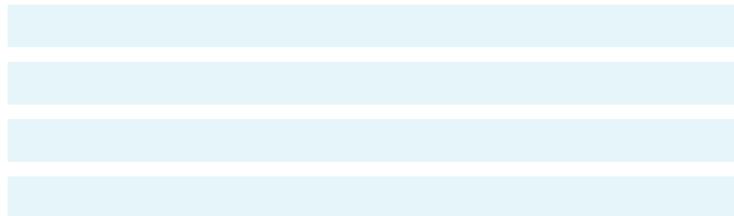
- 1) die Bildung des Urteils, die normalerweise in Sekunden-schnelle fast unbewusst sich vollzieht, verlangsamen und dadurch Schritt für Schritt mitvollziehen lernen, und ob wir
- 2) jedes Urteil, das wir notwendigerweise fällen müssen, um etwas als etwas zu erkennen, als ein vorläufiges betrachten, das es im nächsten Moment schon wieder aufzulösen und an der wiederholten Wahrnehmung neu zu bilden gilt.

⋮

⋮ → OB ICH ETWAS MAG ODER NICHT MAG, TRÄGT ZUNÄCHST NICHTS ZUR ERKENNTNIS DES GEGENSTANDS BEI. KANN ICH INNERLICH SCHWEIGEN LERNEN, UM DIE DINGE SPRECHEN ZU LASSEN?

Übung:

Wenn Sie das nächste Mal einen Film anschauen oder einen Roman lesen: Versuchen Sie in einem ersten Schritt, sich dabei zu beobachten, wie Sie ständig „gefällt mir“ oder „gefällt mir nicht“ in Bezug auf Handlung, Personen oder Stil sagen. In einem zweiten Schritt lassen Sie diese Urteile los und aktivieren Sie den neutralen Beobachter in sich: Was sehe, lese oder höre ich, wenn ich nicht selbst spreche, sondern die Sache sprechen lasse?



Gemeinsame Urteilsbildung

Neben der unermüdlichen Arbeit an uns selbst, die dafür nötig ist, verweist Goethe darauf, dass vor allem auch das gemeinsame Betrachten einer Sache diese Herausforderungen zu meistern hilft:

„Ich habe dieses oft bemerken können, seitdem ich die Lehre des Lichts und der Farben mit Eifer behandle und, wie es zu geschehen pfligt, mich auch mit Personen, denen solche Betrachtungen sonst fremd sind, von dem, was mich soeben sehr interessiert, unterhalte. Sobald ihre Aufmerksamkeit nur rege war, bemerkten sie Phänomene, die ich teils nicht gekannt, teils übersehen hatte, und berichtigten dadurch gar oft eine zu voreilig gefaßte Idee, ja gaben mir Anlaß, schnellere Schritte zu tun und aus der Einschränkung herauszutreten, in welcher uns eine mühsame Untersuchung oft gefangen hält.“¹⁵

Denn während der Einzelne aus seiner Eigenart, die Dinge zu betrachten, trotz Übung und Verlangsamung der Urteilsprozesse, nicht heraustreten kann, hilft einem die Aufmerksamkeit eines Anderen einerseits darin, vermeintliche Selbstverständlichkeiten zu bemerken und zu formulieren und dadurch vorschnelle Urteile zu entlarven, die von den Selbstverständlichkeiten verdeckt wurden. Andererseits nötigen uns die Fragen und Einwände unserer Mitmenschen dazu, gewordene Vorstellungen immer wieder aufzulösen und zu hinterfragen. Besonders fruchtbar wird die gemeinsame Betrachtung, wenn sie nicht nachträglich ein bereits gefälltes

Urteil hinterfragt, sondern wenn die Wahrnehmung und Urteilsbildung selbst gemeinsam vollzogen werden.

Nikolaus von Kues, den wir an dieser Stelle erneut befragen wollen, hat diesen Prozess in ein Gleichnis gefasst, das er den Mönchen vom Tegernsee als Antwort gab auf die Frage, wie eine mystische Erkenntnis Gottes möglich sei. Seiner Schrift „De visione Dei“ (Von der Schau Gottes) stellte er die Beschreibung einer kleinen Übung voran, die die Mönche gemeinsam durchführen sollten. Cusanus wies sie an, das Bildnis einer Christus-Ikone mit „Mona-Lisa-Effekt“, also das Bild eines sogenannten „Allsehenden“, an einer Wand anzubringen und sich in einem ersten Schritt im Halbkreis um die Ikone herum zu stellen. „Schaut es an und jeder von Euch, von welcher Stelle er es auch betrachtet, wird erfahren, daß jenes Bild ihn gleichsam allein anblickt.“¹⁶ Cusanus prophezeit den Brüdern, dass sie sich darüber wundern werden, denn wie kann es möglich sein, dass der Herr jeden einzelnen zugleich ansieht?

Das kann man sich zunächst in keiner Weise vorstellen. Erst, wenn die Brüder in einem zweiten Schritt anfangen, ihre Plätze zu vertauschen, werden sie merken, dass der Blick des Christus auch auf einer anderen Position auf ihnen ruht. Wiederum wird das zur Verwunderung führen, denn wie kann sich der unwandelbare Blick wandeln? Und wenn ein Mönch in einem dritten Schritt sich von einer Position zur anderen bewegt, den Blick fest auf das Bild gerichtet, wird er feststellen, dass der Blick Christi seinerseits sich mit ihm bewegt und ihn nie aus den Augen lässt. „Er wird sich wundern, wie dieser Blick sich unbeweglich bewegt.“¹⁷

¹⁶ Cusanus: De visione Dei. In: Philosophisch-theologische Schriften, übersetzt von Dupré III, 97’.

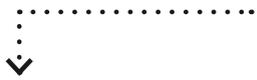
¹⁷ Ebd.

Es ist jedoch vor allem der letzte Schritt, den das Vorstellungsvermögen schier nicht fassen kann: Wenn nämlich zwei Mönche gleichzeitig sich von zwei entgegengesetzten Seiten um das Bild herumbewegen und beide in entgegengesetzter Richtung von dem Blick des Bildes begleitet werden. So wie die erste Verwunderung nicht möglich ist, ohne dass die Brüder miteinander sprechen und ihre Wahrnehmungen austauschen – denn wie soll sonst der eine wissen, dass das Bild auch den anderen auf der anderen Seite des Raumes anblickt? – so ist die letzte Stufe der Erkenntnis, die die Gleichzeitigkeit der ubiquitären Bewegung des Blickes Christi schaut, nur möglich, wenn der eine Bruder der Aussage des anderen Glauben schenkt. „Sollte er nicht glauben, würde er nicht fassen, daß dies möglich ist.“¹⁸

Auch hier ist es also das Wundern über die scheinbaren Widersprüche in der Wahrnehmung, das den Erkenntnisprozess überhaupt in Gang setzt und jeden neuen Schritt motiviert. Dabei regt die Widersprüchlichkeit im Austausch über die gemeinsame Wahrnehmung nicht nur zum Hinterfragen und Auflösen der eigenen Urteile an, wenn wir uns innerlich auf den Weg machen und die Position des anderen einnehmen (Übergang von Schritt 1 zu Schritt 2 im Gleichnis). Sie hilft uns auch, den Vollzug der Urteilsbildung im ständigen Blicken auf die Wahrheit zu verlangsamen und damit zum Bewusstsein zu bringen (Übergang von Schritt 2 zu Schritt 3). Den vierten Schritt der von Cusanus vorgeführten Erkenntnisstufen, die eigentliche Schau Gottes, in dem die Gegensätze zusammenfallen, ist ohne das Vertrauen auf die widersprüchliche Aussage des Anderen und zugleich ohne das Beibehalten der eigenen Wahrnehmung überhaupt nicht zu erfassen.

¹⁸ Ebd.

So bildet das Cusanische Gleichnis ein vertieftes Anschauungsbeispiel für dasjenige, was Goethe im oben bereits zitierten Aufsatz mit dem einprägsamen Satz zusammenfasst: „Es gilt also auch hier, was bei so vielen andern menschlichen Unternehmungen gilt, daß nur das Interesse mehrerer auf einen Punkt gerichtet etwas Vorzügliches hervorzubringen imstande sei.“¹⁹



EIN MENSCH ALLEIN ERKENNT NIE DAS GANZE.
WIR BRAUCHEN DIE GEMEINSCHAFT, WENN WIR WAHRHEIT
IN EINEM UMFASSENDEREN SINNE FINDEN WOLLEN.

Übung:

Bitten Sie ein oder zwei Freunde, mit Ihnen eine Bildbetrachtung zu machen. Nehmen Sie sich ein Kunstwerk vor, das Sie zur Hand haben und konzentrieren Sie sich gemeinsam auf das, was Sie wahrnehmen. Beschreiben Sie, was Sie sehen und versuchen Sie zunächst, jegliches Urteil beiseite zu lassen. Weisen Sie sich gegenseitig darauf hin, wenn Ihnen das nicht gelingt. Versuchen Sie in einem weiteren Schritt, jegliche Deutung immer an einer unmittelbaren Wahrnehmung fest zu machen. Sprechen Sie am Ende darüber, ob und wie durch die gemeinsame Betrachtung die Wahrnehmung des Bildes sich verändert hat.

Vermannigfaltigung der Wahrnehmungen

Aber noch einen weiteren Aspekt der Wahrnehmungsvertiefung hebt Goethe hervor: die „Vermannigfaltigung“. Indem ich z. B. die Osterglocke nicht nur heute eingehend betrachte und sie mit meiner Erinnerung ihrer gestrigen Gestalt in Verbindung bringe, sondern morgen dasselbe tue, setze ich gleichsam neben den einen Ausschnitt der Wirklichkeit einen nächsten. Ich beginne, die Osterglocke nicht nur z. B. hinsichtlich des Verhältnisses ihrer Teile untereinander oder im Verhältnis zu ihrer Umgebung wahrzunehmen, sondern diese Verhältnishaftigkeit auch in die Zeit auszudehnen. Weil die Pflanze als Pflanze immer im Werden ist, ich aber zunächst mit meiner Wahrnehmung nur einen Moment dieses Werdens festhalten kann, reiße ich die Wahrnehmung damit gleichsam aus der Zeitlichkeit hinaus. Um die Zeitlichkeit wiederzugewinnen, bleibt mir nichts anders übrig, als die Beobachtung selbst in der Zeit vorzunehmen, also die Wahrnehmung zu vermannigfaltigen, indem ich immer neu auf die sich ständig verändernde Pflanze blicke.

Auch dabei warnt Goethe uns wiederum vor der Gefahr, ein vorschnelles Urteil zu bilden. Denn hier haben wir sozusagen eine Vorstellung, gebildet an einer Wahrnehmung vom Zeitpunkt x, und eine vom Zeitpunkt y. Da der menschliche Verstand immer auf Harmonisierung der Widersprüche seiner Vorstellungen dringe, sei es gefährlich, von diesen beiden Vorstellungen unmittelbar auf den Übergang der einen Gestalt in die andere zu schließen. Es komme darauf an, die Wahrnehmungslücken so weit wie möglich durch „Vermannigfaltigung“ der Beobachtungen zu schließen, immer eine Wahrnehmung an die nächste zu reihen, um sozusagen in

ständiger Tuchfühlung mit der wahrgenommenen Wirklichkeit zu bleiben. Jegliches Spekulieren, das nicht aus dem sich ständig korrigierenden Eintauchen in die Wirklichkeit passiere, sei dem Irrtum ausgesetzt.

Goethe fasst diesen Aspekt der Tuchfühlung in seinen „Maximen und Reflexionen“ folgendermaßen: „Es gibt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht, und dadurch zur eigentlichen Theorie wird.“²⁰

Aber auch, wenn wir gewissenhaft und kleinschrittig ein Wahrnehmungsurteil an das nächste reihen, so haben wir damit noch immer nicht die lebendige Verbindung des Ganzen, der wir in der lebendigen, beseelten und geistigen Natur gegenüberstehen. Aus dem Wissen um das Ganze der Natur entsteht die Frage nach der Verbindung der Wahrnehmungsurteile untereinander:

„In der lebendigen Natur geschieht nichts, was nicht in einer Verbindung mit dem Ganzen stehe, und wenn uns die Erfahrungen nur isoliert erscheinen, wenn wir die Versuche [hier: einzelne Wahrnehmungsübungen] nur als isolierte Fakta anzusehen haben, so wird dadurch nicht gesagt, daß sie isoliert seien, es ist nur die Frage: wie finden wir die Verbindung dieser Phänomene, dieser Begebenheiten?“²¹

Diese Verbindung erlangen wir dann, so Goethe, wenn wir nach dem sorgfältigen, gewissenhaften Betrachten der einzelnen und ihrer jeweils angrenzenden Phänomene in einem nächsten Schritt nun nicht mehr die Erscheinungsform selbst, sondern die Übergänge in den Blick nehmen.

²⁰ Johann Wolfgang von Goethe: Maximen und Reflexionen. Berliner Ausgabe, Band 18, Berlin 1960ff., 564.

²¹ J. W. Goethe: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. Bd. 16, 852.

Der Urtypus als geistiges Band

Die Übergänge „sehe“ ich zunächst nicht, denn ich habe ja nur die einzelnen Zustände. Aber je mehr dieser einzelnen Zustände ich aneinanderreihe und je genauer ich diese betrachte, desto deutlicher treten die Übergänge gleichsam als unsichtbar-sichtbares geistiges Band hervor.

Bezogen auf die Betrachtung einer Pflanze würden wir dieses geistige Band nun mit Goethe die „Urpflanze“ nennen. Diese Urpflanze, die Goethe als Urtypus der Pflanze während seiner Studien in Italien „entdeckt“ hat, ist das geistige Urphänomen aller Pflanzenhaften, das jede einzelne Pflanze in jedem einzelnen ihrer Entwicklungsstadien gleichsam in einer Einheit zusammenhält, ohne die einzelnen Erscheinungsformen zu vereinheitlichen und dadurch von ihrer Mannigfaltigkeit zu abstrahieren. Sie ist das geistige Band des Organischen, das sich im Phänomen selbst zeigt und weder in Abstraktion vom Phänomen gewonnen noch willkürlich auf das Phänomen aufgedrückt wird:

„Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, das heißt, die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.“²²

Mit diesem „geistigen Band“, das in der Mannigfaltigkeit der Phänomene selbst sichtbar wird, bewegen wir uns aber bereits nicht mehr auf der Ebene des Gewordenen, sondern auf der Ebene des Werdens. Hier ist sowohl Gesetzmäßigkeit und innere Wahrheit als auch unendliche Verwandlung.

Dabei wurde deutlich, wie groß die Anforderung an den Wahrnehmenden selbst ist, um bis dahin zu gelangen. All die Tugenden, die Goethe aufzählt – Fleiß, Beharrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Sorgfalt, Zurücknahme des vorschnellen Urteils – bedürfen einer sehr genauen inneren Beobachtung und einer unendlich vertiefbaren Umbildung unserer selbst. Somit wird deutlich, warum Goethe seine gesamte Naturforschung auf die Einsicht baute, dass die Wahrnehmung der unendlichen, bewegten Mannigfaltigkeit der Welt Hand in Hand zu gehen hat mit der unendlichen Ausbildung und Umbildung unserer selbst, wie es im Zitat zu Beginn dieses Kapitels ausgeführt wurde.

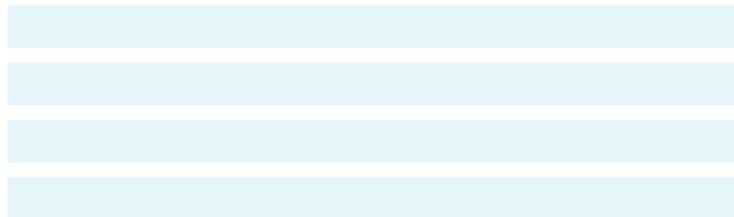
Nicht nur die Erkenntnis, sondern auch die Wahrnehmung der Welt ist somit zutiefst verbunden mit unserer moralischen Ausbildung. Sobald wir die Frage nach dem Werden stellen, können wir nicht mehr als vermeintlich unbeteiligte Beobachter den Phänomenen gegenüber treten, sondern müssen uns auf den mühsamen Weg der Anverwandlung machen.

⋮

⋯→ DIE WELT DER WAHRNEHMUNGEN IST EINE UNENDLICH VIELFÄLTIGE. DIE ERKENNTNIS DES LEBENDIGEN BEDARF EINER HALTUNG, DIE DIE ÜBERGÄNGE ZWISCHEN DEM SCHAUEN LERNT, WAS UNS AUSSCHNITTHAFT ERSCHEINT.

Übung:

Betrachten Sie einmal am Tag eine bestimmte Pflanze und beobachten Sie genau, was sich von Tag zu Tag verändert. Beobachten Sie auch den Wechsel von Wachstums- und Absterbeprozessen. Versuchen Sie, die Lücken in Ihrer Wahrnehmung vorsichtig durch eigene (exakte) Phantasie (nicht Phantasieren) zu füllen. Kann die Pflanze in Ihrem Geist lebendige Gestalt annehmen?



Wahrnehmung des Menschen

Mit der Frage nach der lebendigen Wahrnehmung des Menschen bewegen wir uns nicht nur im Unorganischen – hier bliebe uns einzig das Skelett des Menschen zu betrachten – und auch nicht nur im Lebendigen – hier kommen die Lebensprozesse des menschlichen Organismus in Betracht –, sondern wir sprechen dem Menschen auch ein seelisches Innenleben und ein geistiges Ich zu, dem wir uns in den vorangegangenen Kapiteln denkend angenähert haben.

Wie wäre nun die Vertiefung der Wahrnehmung hinsichtlich des Seelischen und des Geistigen zu denken?

Für diese Frage werden wir hier erneut den Existenzphilosophen Heinrich Barth heranziehen, dessen gesamte Philosophie sich dem Erscheinen und der Existenz des Menschen widmet.

Für die Wahrnehmung des Organischen, das als Zeitgestalt erscheint, rekurriert auch Barth auf den Dichter und Denker Goethe: Ein organisches Gebilde sei „nicht nur bloße Beobachtung, sondern in einer erfüllten Anschauung [...] nicht ohne eine gewisse aesthetische Kongenialität und liebevolle betrachtende Hingabe“²³ zu erfassen – „wobei ein Funke Goetheschen Geistes nicht vermißt werden dürfte!“²⁴

In der Wahrnehmung des Seelischen müsse jedoch noch einen Schritt weiter gegangen werden. Das Seelische zeigt sich für Barth in der Erscheinung des Menschen, die er „Physiognomie“ nennt. Damit meint er nicht etwa nur den Gesichtsausdruck

²³ Barth: Philosophie der theoretischen Erkenntnis, 43.

²⁴ Ebd.

einer Person, sondern ihren gesamten Habitus, ihre Art, sich zu bewegen, ihre Ausstrahlung. Barth bleibt hier nicht bei der Leiblichkeit des Menschen stehen, sondern denkt die Physiognomie weiter, indem er auch den biographischen Umland einer Person, die Dinge, mit denen sie sich umgibt, ihre Gewohnheiten, ihre Sorgen und Ängste, ihre seelische Entwicklung durch die Zeit etc. mit einbezieht. Wie lässt sich nun diese „Physiognomie“ wahrnehmen und erfassen? Wie lässt sich gleichsam das seelische Urphänomen – das Wesen – eines Menschen wahrnehmen? Barth schreibt:

„In der Physiognomie wird Wesen und Grundhaltung des Menschen unmittelbar anschaulich; im Ausdrucksgehalt seiner Erscheinung, vorzüglich im Antlitz, wird sein Wesen sichtbar. Wird aber solcher Ausdruck theoretisch erfaßt? In unbeteiligter Feststellung einer Tatsache? Es gibt wohl keine Erkenntnis des Ausdrucks eines Menschen ohne ‚Eindruck‘ auf Seiten des Erkennenden; nicht ohne ein solches Antworten des einen Menschen auf einen andern. Solche Antwort, die von einem theoretischen Urteil schon sehr weit entfernt ist, liegt in aller Begegnung von Menschen. Der in der Physiognomie zutage tretende ‚Ausdruck‘ des Andern kann nur in persönlicher Beteiligung erfaßt werden; nur in der blitzartigen Auseinandersetzung der eigenen Menschlichkeit mit ihm.“²⁵

Barth geht also davon aus, dass das Seelische nicht verborgen bleibt, sondern in dem „Ausdrucksgehalt der Erscheinung“ auch wirklich zum Ausdruck kommt. Das, was zum Ausdruck kommt, ist dabei jedoch nicht (nur) ein Physisches, z. B. der Körper oder die Gesichtszüge, sondern das Wesen des Menschen, also seine geistig-seelische Individualität.

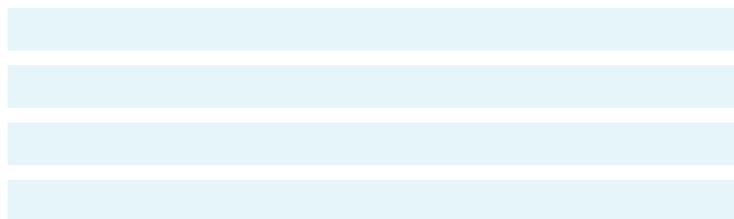
In unbeteiligter Haltung lässt sich dieses Wesen nicht fassen. Unser Alltagsbewusstsein, das sich in der klaren Trennung von Subjekt und Objekt, von Erkennendem und Erkanntem bewegt, ist zunächst – wie wir oben bereits gesehen haben – nur dazu geeignet, „Tatsachen festzustellen“. Das Wesen des Menschen ist aber weder eine „Tatsache“ in dem hier gemeinten Sinne, noch lässt es sich „feststellen“. Wie wir bei der Pflanze nur einen Moment ihrer Zeitgestalt erfassen, wenn wir sie als ein „Dies-da“ feststellen, erfassen wir beim Menschen nicht nur lediglich einen Moment seiner Biographie, sondern auch nur eine Facette der unendlichen Facetten seiner „Physiognomie“ (im Barthschen Sinne).

Diese schließen sich dem Gegenüber nur auf, wenn die Wahrnehmung des Ausdrucks des anderen auch einen Eindruck bei mir hinterlässt. Es ist also nicht mehr nur ein Ausdehnen der Wahrnehmung in die Zeitlichkeit, wie bei der Pflanze, erforderlich, sondern der Wahrnehmende muss sich selbst „in Mitleidenschaft ziehen lassen“, wie Barth es häufig formuliert.

Nur indem ich mich öffne für den Anderen, mich mit ihm ein Stück weit verbinde und mich gleichsam von ihm verändern lasse, kann ich sein Wesen erfassen. Nur indem ich in beteiligter Weise mir das Anliegen des Anderen zu eigen mache, mich selbst im anderen erkenne, „in der blitzartigen Auseinandersetzung der eigenen Menschlichkeit mit ihm“, erlange ich eine erste Wahrnehmung seiner geistig-seelischen Wesenheit. Diese auf dieselbe Weise zu vertiefen, wie Goethe es oben für die Pflanze gefordert hat, bringt mich nach und nach zur Ahnung der unverwechselbaren seelisch-geistigen Individualität des Anderen.

Übung:

Stellen Sie sich einen Menschen vor, den Sie schon lange kennen und dem Sie keine große Veränderung mehr zutrauen. Was könnte er tun, damit Sie überrascht von ihm wären? – Wenn Sie ihn beim nächsten Mal treffen, versuchen Sie, ihm so zu begegnen, dass Sie ihm eine solche unerwartete Veränderung jederzeit zutrauen. Beobachten Sie, wie sich Ihre Beziehung zu ihm durch die neue Offenheit (möglicherweise) ändert.

Four horizontal light blue bars stacked vertically, intended for writing notes or answers to the exercise.

5. Werdebewusstsein: Freiheit, Kreativität und lebendiges Menschenbild

Wir wollen nun konkretisieren, was uns dieser, vielleicht kompliziert anmutende, gedankliche Weg, der hinter uns liegt, im Alltag ermöglichen kann. Bedenken wir praktische Konsequenzen und Möglichkeiten in einigen Umrissen, die sich aus dem bislang Entwickelten ergeben können.

Die Frage nach dem Menschenbild hat uns zu der Beobachtung geführt, dass wir fähig sind, einem fragmentierten Puzzle von Vorstellungen das Entstehen und Werden eines wirklich denkenden Ichs gegenüberzustellen.

Diese Beobachtung ist eine der wichtigsten, die wir machen können. Denn sie führt zu einer Alternative, die zumeist unbewusst bleibt. Wie es mit dem Menschenbild steht, entscheidet sich daran, ob ich dieses Menschenbild als Vorstellungsinhalt begreife oder als eine Wandlungsfähigkeit meines Bewusstseins hin auf ein wirkliches Denken. Wir können die Alternative so zuspitzen:

Habe ich ein Menschenbild oder vermag ich ein werdendes Ich zu sein?

Berufe ich mich im gewöhnlichen Sinne auf mein „Menschenbild“, so berufe ich mich in der Regel auf ein fragmentiertes Vorstellungsbild individueller oder gesellschaftlicher Art.

Diese Berufung ist wie diejenige auf eine Autorität: Weil X das gesagt hat, ist es richtig.

Demgegenüber kann ich versuchen, überkommene Handlungs- oder Urteilsweisen neu zu überdenken – vielleicht sogar mit dem Ergebnis, sie beizubehalten. Im ersten Schritt findet damit eine Distanzierung statt, die im zweiten in einen kreativen Vollzug übergehen kann.

Im Alltag zeigt sich: Fast immer ist die Erfahrung des Sich-Lösens von Vorstellungen aus der Vergangenheit eine Befreiung. Das Bewusstsein löst sich so von Vorgaben, die es bisher mit sich selbst identifiziert hat. Wir leben mit einer Unmenge an inneren (meist blassen oder verblassten) Urteilen und Erinnerungen, die wie hohe, ja unüberwindliche Mauern unser Bewusstsein einkerkern. Vorurteile und negative Erfahrungen sind verfestigte Vorstellungen, die in uns ihr Unwesen treiben. Sie bestimmen häufig unser Verhalten und verhindern, dass wir Neues zulassen oder entdecken können. Gerade auch im Umgang mit Menschen lässt sich dieses beobachten. Unsere Bilder von Personen unserer Umgebung sind meist so fest, dass für Entdeckungen und Überraschungen wenig Platz ist. Georg Bernhard Shaw soll einmal gesagt haben: „Der einzig vernünftige Mensch ist mein Schneider. Jedes Mal, wenn er mich sieht, nimmt er neu Maß.“

In dem Maße, in dem wir diese Geistesgegenwart und Geistesbeweglichkeit üben, lernen wir immer bewusster und souveräner, in zwei unterschiedlichen Bewusstseinsformen leben, empfinden, urteilen und handeln zu können. Es fällt uns

immer leichter, alte Vorstellungen loszulassen und in den kreativen Bereich wirklichen Denkens einzutreten.

Unserem Vorstellungsbewusstsein in seiner fragmentierten, fertigen Form können wir also ein denkendes Ich-Bewusstsein in seinem lebendigen Vollzug gegenüberstellen. Dimensionen des Übergangs sind im Vorangehenden beschrieben worden: die Auflösung der bereits erworbenen Vorstellungen, das Bilden eines je neuen Urteils oder die genaue Wahrnehmung im Moment. Diese Übergänge wollen eben selbst nicht nur vorgestellt, sondern im Leben erkundet werden.

Dimensionen des Werdens im Alltag

Zwei Fragen wollen wir hier noch genauer nachgehen: Wie unterscheide ich sicher diese beiden entgegengesetzten Formen unseres Bewusstseins? Woran erkenne ich eigentlich in meinen alltäglichen Handlungen, dass ich ein lebendiges Werdebewusstsein entwickle bzw. entwickelt habe?

Zur ersten Frage: Ein sicheres Kriterium beider Bewusstseinsformen ist relativ einfach auszumachen. Das gewöhnliche Vorstellungsbewusstsein orientiert uns in Raum, Zeit und Sein. So zeigt uns unsere Alltagserfahrung: Wo wir sind, an welchem Ort, in welchem Land, im Verhältnis zu welchen Menschen, Tieren, Pflanzen und Gegenständen wir verortet sind, in welcher Zeit (Alter, Tageszeit, Jahreszeit, Projektzeit, Wochenzeit, etc.) wir aktuell leben und nicht zuletzt wer wir sind (Befinden, Emotion, Körperverfassung, Geisteshaltung etc.). All dieses ist uns – wenn auch teils unbewusst – in großer Differenziertheit

klar und verfügbar. Wir pflegen uns im Normalfall nicht zu fragen, wo wir sind, wer wir sind etc.

Diese Orientierung ist ein unschätzbare Vorteil. Wenn sie fehlt, zweifeln wir an der Zurechnungsfähigkeit von Menschen. Wenn wir sagen: Jemand weiß nicht, wer er ist, so meinen wir: Er kann nicht anknüpfen an sein Leben, er vermag sich nicht zu erinnern, wer er war, was er getan hat. Erinnerungen und Vorstellungen sind konstitutiv für das, was wir gewohnt sind, eine Persönlichkeit zu nennen.

Und doch wird diese Orientierung auf eine bestimmte Weise gewonnen. Das Grunderlebnis ist: Wir wissen uns „hier“ und die Welt „dort“. Die Philosophie nennt diesen Zustand denjenigen der Subjekt-Objekt-Spaltung (oder -Trennung). Sie weiß, dass diese Bewusstseinsform typisch ist für die Neuzeit ab dem 15. Jahrhundert, aber in Mittelalter und Antike so noch gar nicht vorhanden war. Der schon erwähnte Augustinus hat allerdings bereits im 4. Jahrhundert den Grund für ein solches Vorstellungsbewusstsein gelegt, welches sich aus seinen Erinnerungen speist. Das Wissen um alles, was angeführt worden ist, verdanken wir Heutigen gemäß unserem (nützlichen) alltäglichen Bewusstsein gerade dieser Tatsache, dass wir wissen, dass wir wir sind und nicht unser Gegenüber. Dieser Zustand ist indes ein statischer. Gerade das macht seine Sicherheit aus. Er ist verlässlich und fest. Die Grenzen sind klar – und zwar von außen gegeben. Wir müssen nichts dazu beitragen. Wir selbst können einfach passiv sein und finden uns orientiert in der Welt.

Dieser natürlichen Orientierung, die uns bis in den Alltag gegeben ist, steht ein Nicht-Orientiertsein im Geistigen

gegenüber. Um Sinnfragen, um Lebensentscheidungen, ja schon um einfache Weichenstellungen müssen wir manchmal ringen. Im Sinne unserer Unterscheidung von natürlich und kultürlich, können wir sagen, dass uns die Orientierung des Vorstellungsbewusstseins, die uns geschenkt wird, allein im Natürlichen hilft. Im Kultürlichen eines lebendigen, geistigen Entwicklungsprozesses fehlt uns zunächst der „Kompass“.

Besinnung:

Erinnern Sie sich an eines der vorigen Kapitel, in dem wir gehört haben, wie der mittelalterliche Philosophie Johannes Scottus Eriugena seine Orientierung nicht, wie wir, an der äußeren Welt ausrichtete, sondern an dem höheren Wesen des Denkens, das er Engel nannte. Mit welcher Art Kompass erschließt ein solcher Mensch sich die Welt?

Die Grenzen der Orientierung sind damit deutlich: Sobald die Dinge in Fluss geraten, ist das Vorstellungsbewusstsein unsicher und verliert seine Orientierung. So stehen sich zwei Dinge im Alltag gegenüber: Auf der einen Seite die Notwendigkeit, sicher orientiert zu sein in einem Festen, Distanzierten und in dem, was uns gegeben ist, auf der anderen Seite ein Leben, welches uns immer wieder in Situationen stellt, die so dynamisch und beweglich sind, dass sie ein Sich-Orientieren in diesem Beweglichen verlangen. Dieses müssen wir uns aktiv erringen. Der skizzierte Übergang vom Vorstellungsbewusstsein zum denkenden Bewusstsein beschreibt, wie sich diese Fähigkeitsbildung vollzieht.

Wenn wir vom Vorstellungsbewusstsein zum denkenden Ich-Bewusstsein den Übergang finden, dann zeigen sich in diesem Raum des Lebendigen alle diese Verhältnisse verwandelt und erweitert.

Ein sicheres Kriterium, an dem wir den Übergang prüfen können, ist das „ganz bei der Sache sein“. Der Unterschied zwischen den Bewusstseinsformen lässt sich dahingehend beschreiben, dass wir im Vorstellungsbewusstsein „bei uns“ sind, im denkenden Ich-Bewusstsein hingegen „ganz bei der Sache“. Das letzte schließt ein: ungeteilte aktive Konzentration und – logischerweise – Selbstvergessenheit.

Derartige Bewusstseinsformen werden häufig ungenau mit dem Namen eines Flow-Erlebnisses belegt. Diese Benennung gibt uns Gelegenheit, das gemeinte Kriterium noch genauer zu fassen.

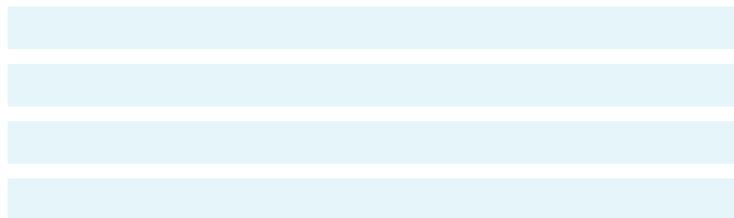
Selbstvergessenheit kann unterschiedlichen Charakter tragen. Jemand kann selbstvergessen in einer Menschenmenge aufgehen. Dann wird dieser Mensch Teil der Masse. Ein anderer erlebt den Flow bei Höchstleistungen von körperlicher Betätigung. Er vergisst hierbei, dass es eine Außenwelt gibt, fühlt sich aber eins mit der Energie seines Körpers. In diesen Fällen führt das Ausschalten des bewussten, reflexiven Vorstellungsbewusstseins dazu, dass sein Wachheitszustand in der Selbstvergessenheit geringer wird als vorher: Er ist noch weniger individuell als vorher; er lebt wie im Traum; er kann seine Handlungen nicht selbst gestalten oder verantworten oder verschmilzt mit seinen an eine Grenze geführten Körperfunktionen. Diese Form der Selbstvergessenheit eines Flow ist hier nicht gemeint. Es ist deutlich zu bemerken, dass das Bedürfnis nach solchen Flow-Erlebnissen heute immer stärker wird. Das feste Vorstellungsbewusstsein wird von immer mehr, besonders jungen Menschen, als beschränkt und beschränkend durchschaut.

Blicken wir andererseits auf jemanden, der ganz in einer Tätigkeit aufgeht, z. B. einen Musiker, der ganz bei der Sache des Komponierens ist, oder überhaupt einen Menschen, der in die Lösung eines Problems vertieft ist, sei es praktisch, sei es theoretisch. Diese Form der Selbstvergessenheit erlaubt ihm, kreativ und innovativ schöpferisch tätig zu sein, ohne sein Bewusstsein aufzugeben und sich selbst zu verlieren; denn im kreativen Schaffensprozess erscheint dieser Mensch selbst in seiner ganzen Eigentümlichkeit. Beethoven und Mozart, die Automechanikerin und der Apotheker, die Nachbarin und der Mensch, der mir im Zug gegenüber sitzt, sie alle sind in diesen schöpferischen Zuständen, in denen sie am meisten

selbstvergessen sind, am meisten sie selbst. Im Prinzip geht es jedem von uns genau so, wenn sie oder er eine neue Idee entwickelt oder eine neue Erfahrung macht, sei es im Beruf, sei es privat; sei es in einer künstlerischen Tätigkeit oder in der Hingabe an eine bewusste Wahrnehmung, einen Gedanken oder eine Handlung.

Besinnung:

In welchen Tätigkeiten sind Sie fast immer selbstvergessen und spüren eine schöpferische Energie, in der Sie ganz „bei sich“ sind? Kultivieren Sie diese Felder oder überlassen Sie sie dem Zufall?



Das gesuchte Kriterium des Übergangs ist also dasjenige, wahrzunehmen, ob die Selbstvergessenheit des Vorstellungsbewusstseins in eine selbstvergessen-individuelle Ich-Tätigkeit führt oder ob das Ich in ein Unterbewusstes herabgedämpft wird. Die Begleitumstände der selbstvergessenen, aber individuellen Ich-Tätigkeit sind im ethischen Sinne Selbstlosigkeit (durch Selbstvergessenheit schwindet der Egoismus) und im ästhetischen Handlungssinne Kreativität (Fähigkeit zur Wahrnehmung einer Situation und des in ihr liegenden Potentials).

Dabei findet eine völlig geänderte Orientierung in Raum, Zeit und Sein statt: Am auffallendsten ist der Übergang in die Zeit: Gegenwärtigkeit als Prozess wird erlebbar. Zugleich bin ich nicht einfach an einem Ort, sondern in der Umgebung: Der Musiker erlebt sich beispielsweise nicht als getrennt von seinem Instrument, sondern ist mit der Widerständigkeit dieses seines Instruments in diesem Moment verbunden.

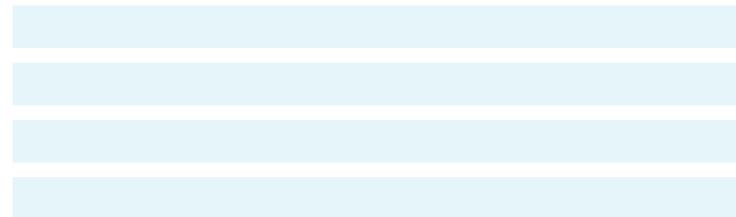
Auch das Sein ist ein anderes: Das Ich erfährt sich nicht einfach als passiv vorhanden, sondern als sich im Prozess erzeugend und zugleich als Bewusstsein des Prozesses: Die Musikerin lebt in der Musik, im Entstehen und Verklingen; sie gestaltet aus dem Verklungenen und aus dem ins Klingen Kommenden diese Töne, in denen sie selbst lebt und empfindet. Bei einem Unternehmer, der ein neues Produkt entwickelt, sagen wir dann, „er habe einen guten Riecher gehabt“, um seine Fähigkeit, aus der Zukunft Ideen zu entwickeln, zu beschreiben.

Das Vorstellungsbewusstsein ist im Getriebe der Welt ein Rädchen; das denkende Ich-Bewusstsein ist ein Teil der Welt, der zugleich ein lebendiges Ganzes ist.

Damit ergibt sich ein weiteres Kriterium des Denkens: Alles, was als „bloß theoretisch“ erfahren wird, ist gerade kein Denken. Denken ereignet sich nur, wo Atem, Empfindung, Wärme, Beteiligt-Sein etc. im Selbstvergessenheit beteiligt ist. Die Aussage, Denken sei theoretisch, bezieht sich nicht auf das Denken, sondern auf den Umgang mit Vorstellungen; diese sind getrennt vom Körper, von der Empfindung etc. Fragmentierung und Trennung ist ihr Wesen, nicht nur in Bezug auf das Bewusstsein, sondern auch auf den ganzen Menschen. Vorstellungsbildung findet im Kopf statt, denken kann nur der ganze Mensch.

Übung:

Nehmen Sie sich einen einfachen, aber anspruchsvollen Gedanken vor (z. B. „Ich bin Ich“) und stellen Sie diesen ganz in den Mittelpunkt Ihrer Aufmerksamkeit. Wenn Sie dies einige Minuten versucht haben, lenken Sie Ihre Beobachtung abwechselnd auf den Gedanken und auf Ihren Atem und Ihren Körper: welche Wirkungen gehen von der Konzentration aus?



Damit ist derjenige Vollzug charakterisiert, der es sicher erlaubt, an sich selbst zu bestimmen, ob sich ein Übergang in ein denkendes Ich-Bewusstsein ereignet (hat) oder nicht.

Was gewinnen wir mit einem solchen Bewusstsein für uns und im Alltag? An erster Stelle uns selbst, unsere Entwicklung. Dann aber auch: Kreativität und Innovation. Ferner: Gesundheit und Ausgeglichenheit. Noch dazu: wirkliche Weltzugänge und Menschenbegegnung. Schließlich: Geistesgegenwart, Flexibilität und Fähigkeit, Situationen im Moment zu erfassen und ihnen gemäß zu handeln. Und vor allem: ein lebendiges Menschenbild, mit dem wir verantwortungsvoll und situativ und besonnen das Miteinander gestalten können.

Was zu tun ist, ist gleichfalls klar: Alle diese Eigenschaften gehören zu einer Bewusstseinsverfassung, die ich mir erwerben und erüben kann. Sie sind nicht einfach gegeben oder nicht gegeben. Es gilt also, den Übergang zu „trainieren“.

Üben am Übergang

Fassen wir dies in ein etwas lapidares, aber sprechendes Bild: Wie bei einem Hometrainer können wir beim Training die jeweilige Stärke an Kraft selbst regeln. Wir können z. B. an dem Gerät den Motor anstellen, so dass wir gar nicht arbeiten müssen: Bezogen auf das Erüben von Übergängen unterschiedlicher Bewusstseinsformen, könnte man die leichteste Stufe des Hometrainers mit Flowerlebnissen vergleichen, in die wir von außen hineingesogen werden. Bewegte Bilder (auf einer Reklame, im Fernsehen, auf dem Bildschirm) sind ein solcher Fall. Geradezu automatisch richtet sich unser Wahrnehmen dahin und wird eingesogen. Ein wenig hilfreicher Trainingsfall. Hier üben wir uns besser in der Widerständigkeit, nicht automatisch uns selbst zu vergessen. Denn diese Form der Selbstvergessenheit führt letztlich zu Fremdbestimmtheit und weniger Wachheit.

Als erste Stufe des Trainings könnte man Folgendes anregen: Wir machen etwas, was uns Freude bereitet und gut von der Hand geht. Bei diesen Tätigkeiten können wir uns leicht vergessen. Nicht umsonst sagt man, solche Vollzüge gelängen spielerisch. Eigenaktivität und Reiz der Sache halten sich gut die Waage. Ein ausgezeichnetes, leichtes Denkmuskelaufbautraining.

Für Leistungssportler oder solche, die es werden wollen, bietet sich eine weitere Steigerung an: Wir können uns etwas vornehmen, was wir nicht sonderlich mögen und was definitiv keine Anziehung auf uns hat. Hier kann es naheliegen, auf

Philosophisches zu verweisen, vielleicht nur auf einen einzigen Satz (wie hier aus **HEGELS** „Phänomenologie des Geistes“):

„Was auf ein natürliches Leben beschränkt ist, vermag durch sich selbst nicht über sein unmittelbares Dasein hinauszugehen; aber es wird durch ein anderes darüber hinausgetrieben, und dies Hinausgerissenwerden ist sein Tod. Das Bewußtsein aber ist für sich selbst sein Begriff, dadurch unmittelbar das Hinausgehen über das Beschränkte, und, da ihm dies Beschränkte angehört, über sich selbst; mit dem Einzelnen ist ihm zugleich das Jenseits gesetzt.“

Haben Sie das beim ersten Lesen verstanden? Um ehrlich zu sein: Es gibt viele Philosophen, die einen solchen Satz auch nach dem fünften Lesen noch nicht verstehen. Und das ist gar nicht schlimm. Beim siebten Mal wird es gelingen, den Gedanken zu verstehen. Oder beim neunten. Wenn man sich aber einige Zeit intensiv mit Hegel beschäftigt, dann versteht man auf die Dauer besser, auch schneller. Und übrigens nicht nur Hegel.

GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGEL: 1770-1831. Philosoph des Deutschen Idealismus. Im Gegensatz zu Fichte sieht Hegel nicht im Ich, sondern im Begriff den archimedischen Punkt der Erkenntnis. Der Mensch trägt mit dem Denken der Begriffe im Laufe der Geschichte dazu bei, dass der

schöpferische Weltgeist sich seiner selbst bewusstwerden und zur Vollendung kommen kann. Jeder Begriff weist dabei über sich selbst hinaus und führt zu einer Erweiterung und Ergänzung durch andere Begriffe. Hegel versteht sein eigenes philosophisches System so, dass diese sich

ihrer selbst bewusst werdende Begriffsbewegung historisch und inhaltlich die vollendete Stufe der Philosophie bildet. Das menschliche Denken denkt sich selbst, und damit kommt auch der Weltgeist in einer Art intellektueller Anschauung zu sich selbst.

Auch soziale Situationen in unserem Umfeld können an Durchsichtigkeit gewinnen, wenn wir sie konzentriert auf uns wirken lassen. Sie sind nicht weniger kompliziert als Hegel, wir blenden nur viele Vorgänge aus, damit wir in unserem Vorstellungsbewusstsein bequem verbleiben können. Wollen wir aber wirklich wahrnehmen, was sich in Menschenbegegnungen ereignet, müssen wir uns auf eine gewisse Weise selbst vergessen und in den Fluss des Geschehens eintreten. Jeder Mensch und jede Äußerung werden dann zu sich ständig wandelnden Phänomenen und Fragen, die mich aufrufen, ganz anders zu reagieren bzw. zu handeln, als ich es sonst gewohnt bin.

Sich ungeteilt konzentrieren zu können, bildet eine Fähigkeit, die wir je nach Situation einfach anwenden können. Wer sich direkt auf Hegel zu konzentrieren vermag, der ist fast jeder täglichen Situation gewachsen...

Und eine wichtige Unterscheidung können wir an dem Satz auch noch treffen: Sich auf einen Satz konzentrieren können und ihn verstehen sind zweierlei Dinge. Zwar ist die Konzentration eine notwendige Bedingung des Verstehens, aber das Verstehen tritt doch nicht immer sofort ein. Aus einer bestimmten Perspektive ist es fast wertvoller, konzentriert zu sein und nicht zu verstehen: Man erfährt daran, dass Konzentration eine Fähigkeit ist, die man selbst hat oder aufbringt, die aber vollkommen unabhängig ist vom Inhalt. Selbst auf etwas vollkommen Unverständliches und Unbegriffenes können wir sie ungeteilt richten.

Das Verstehen tritt dann ein, wenn das Bewusstsein von der angestregten Erfüllung mit dem Inhalt in eine Art inspirierter

Leere übergeht: es ist plötzlich da, das Verstehen. Dieser Moment der gedanklichen Klarheit ist unverfügbar; er ist ein Stück Gnade, auch wenn sich dieses Geschehen im Alltag ständig vollzieht.

Zu derartigen Übungen kann sich ein Zweites gesellen: Wir können uns selbst beobachten (am einfachsten zunächst im Rückblick), ob und wann wir uns entschieden haben, in dem Modus des lebendigen Werdens zu wechseln. In welchen Momenten des Tages waren wir wirklich wach und geistesgegenwärtig? Kreativ und innovativ?

Ein drittes: Wir können uns bewusst vornehmen, in dieser oder jener Situation den Bewusstseinszustand zu wechseln. Auch dabei lässt sich darauf achten, dass wir es an Situationen üben, die wir spielerisch angehen können. Schwierige Situationen können wir so vornehmen, dass sie gezielt geübt werden können. Auch hier ist unserer erfinderischen Phantasie keine Grenze gesteckt.

Die einfache Erfahrung, die sich einstellen wird, ist diejenige, dass wir unsere Lebenstüchtigkeit, unsere Kreativität, unsere Lebensfreude, unsere körperliche und seelische Gesundheit auf diese Weise unterstützen und entwickeln.

Wo wir uns selbst als Ich bilden, bilden wir die Fähigkeit, auf der alle anderen Fähigkeiten aufruhen.

Ausblick

Blicken wir zum Schluss auf eine weitere Perspektive, die sich ergibt. Diese werden wir im zweiten Band der Werdebuch-Reihe behandeln.

WILHELM VON HUMBOLDT hat einmal sein Bildungsideal so umschrieben:

„Mir heißt ins Große und Ganze wirken auf den Charakter der Menschen wirken, und darauf wirkt jeder, sobald er auf sich und bloß auf sich wirkt. Wäre es allen Menschen völlig eigen, nur ihre Individualität ausbilden zu wollen, nichts so heilig zu ehren, als die Individualität des anderen; [...] so wäre die höchste Moral, die konsequenteste Theorie des Naturrechts, der Erziehung und Gesetzgebung den Herzen der Menschen einverleibt.“²⁷

Selbstbildung des Ich und Heiligkeit der Individualität des Anderen korrespondieren nach Humboldt. Im hier vorliegenden ersten Band der Werdebuch-Reihe haben wir uns auf die

WILHELM VON HUMBOLDT: 1767-1835. Philosoph, Staatsmann und Bildungsreformer, Gründer der Berliner Universität. Bildung bedeutet für Humboldt immer Bildung der ganzen Persönlichkeit. Der Mensch ist Zweck seiner selbst und steht dabei im ständigen

Austausch mit der Welt, wodurch er angeregt wird, alle Nuancen seiner Anlagen auszubilden. Eine Bildung, die lediglich bestimmte Fähigkeiten auf ein spezifisches Berufsziel hin im Blick hat oder einfach nur Wissen vermittelt, wäre für Humboldt keine. Für ihn steht

die freie Entfaltung und Selbstbestimmung im Mittelpunkt. Der Staat und seine Bildungseinrichtungen haben aus seiner Sicht dafür zu sorgen, dass eine solche Entfaltung für alle Bürger ermöglicht wird.

²⁷ Brief an Forster vom 8.2.1790, zitiert in: Dietrich Spitta: Menschenbildung und Staat. Das Bildungsideal Wilhelm von Humboldts angesichts der Kritik des Humanismus. Stuttgart / Berlin 2006, 22f.

Selbstbildung des Ich konzentriert. Die Dimension auf ein Du hin tauchte immer wieder auf; aber sie ist noch nicht entfaltet. Wo immer ich als wirklich werdender selbst werde, bin ich zugleich in der Lage, Begegnendes in seinem Werden aufzufassen. Und nicht nur dieses: Darüber hinaus führen mein eigenes Werden und die werde-Wahrnehmung der Welt dazu, dass ich die innere Flexibilität erhalte, dem Anderen und der Welt die Möglichkeiten für sein oder ihr Werden, die ich eröffnen kann, auch zur Verfügung zu stellen. Jetzt öffnet sich unsere Betrachtung ganz konkret auf die Erfahrung und Gestaltung eines sozialen Miteinanders.

Dieser Perspektive werden wir im zweiten Band nachgehen. Seine Leitfrage lautet: Wie lassen sich von der lebendigen Idee des Menschen, dem wirklich denkenden Ich-Bewusstsein, die Einrichtungen des sozialen Lebens anders gestalten?

Dazu werden wir die Dimensionen des lebendigen Ichs entfalten und im Rahmen einer Zeit- und Gegenwartsdiagnose in die Welt stellen. Die Gegenwart aus ihrer Geschichte heraus verstanden, lässt zum Erlebnis werden, dass wir immer mächtiger und immer ohnmächtiger zugleich werden. Was hier zu entwickeln ist, wollen wir an allen drei Grundbereichen des Gesellschaftlichen exemplarisch entwickeln: im Kulturleben an der Bildungsfrage, im Staats- und Rechtswesen an der Demokratie, und in der Ökonomie an der Frage nach alternativen, vor allem assoziativen Wirtschaftsformen. Von da aus versuchen wir eine Antwort zu entfalten auf die Frage: „Was ist an der Zeit?“

Vita der Autoren



DR. LYDIA FECHNER, geboren 1970 in Trier, studierte Literaturwissenschaft, Philosophie und Anglistik in Trier und Tübingen. Sie wurde promoviert mit einer Arbeit über Friedrich Hölderlin an der Universität Sheffield (England). 1998–2006 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Friedrich von Hardenberg Institut in Heidelberg, 2007–2015 Redakteurin bei einer kulturwissenschaftlichen Zeitschrift, und 2015–2019 war sie Koordinatorin des Instituts für Philosophie der Cusanus Hochschule und lehrte dort. Zur Zeit Aufbau eines Philosophischen Seminars in Kues mit Johanna Hueck und Harald Schwaetzer.



WOLFGANG GUTBERLET – der „Ökomanager des Jahres 2005“ wurde 1944 in Fulda geboren. Nach dem BWL-Studium trat er 1970 in das väterliche Unternehmen „tegut...“ ein, das er bis 2009 leitete. Mit der Übergabe des „tegut...“-Handels an die „Migros“ wurde Wolfgang Gutberlet seit 2013 Vorsitzender des Aufsichtsrates der W-E-G Stiftung und Gesellschafter der W-E-G GmbH & Co. KG mit Sitz in Fulda. Wolfgang Gutberlet wurde mehrmals ausgezeichnet, u.a. als Entrepreneur des Jahres 2007, und 2008 mit dem Deutschen Nachhaltigkeitspreis.

JOHANNA HUECK, M. A., geboren 1984 in Nürnberg. Nach einem Master in Philosophie an der Cusanus Hochschule promoviert sie derzeit am Philosophischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg zum Thema der Selbstüberwindung neuzeitlicher Subjektivität im Denken Schellings und deren Bedeutung für die Probleme des Anthropozän. Darüber hinaus ist sie gelernte Öko-Landwirtin, hat einen BA in Betriebswirtschaftslehre absolviert und mehrjährige Berufserfahrung unter anderem in Argentinien, bei der Weleda AG in Schwäbisch Gmünd und im Aufbau der Cusanus Hochschule in Bernkastel-Kues gesammelt. Mit Lydia Fechner und Harald Schwaetzer baut sie derzeit ein Philosophisches Seminar in Kues auf.



PROF. DR. HARALD SCHWAETZER, geboren 1967 in Telgte bei Münster, studierte ev. Theologie, Latein, Philosophie und Pädagogik, wurde 1997 in Philosophie promoviert, habilitierte sich 2006 in Philosophie, wurde berufen an das Cusanus-Institut der Universität Trier (2002–2008), an die Alanus Hochschule (2009–2014) sowie als Mitgründer an die Cusanus Hochschule (2014–2019), Gegenwärtig hat er die akademische Leitung der Kueser Akademie für Europäische Geistesgeschichte inne, sowie eine Gastprofessor an der Universität Hildesheim. Zudem baut er mit Lydia Fechner und Johanna Hueck derzeit ein Philosophisches Seminar in Kues auf. Er ist Mitherausgeber der „Allgemeinen Zeitschrift für Philosophie“ und „Coincidentia. Zeitschrift für europäische Geistesgeschichte“, Mitherausgeber der Buchreihen „Texte und Studien zur europäischen Geistesgeschichte“ und „Philosophie interdisziplinär“.



Impressum

1. Auflage 8/2019

© 2019 Lydia Fechner · Wolfgang Gutberlet · Johanna Hueck · Harald Schwaetzer
www.w-e-g.eu

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung, Vervielfältigung und Wiedergabe auf jegliche Weise
(grafisch, elektronisch, fotomechanisch sowie der Gebrauch von
Systemen zur Datenrückgewinnung und sonstigen Vervielfältigungen)
– auch in Auszügen – nur mit schriftlicher Genehmigung der Copyright-Inhaber.
Dies gilt auch für Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Gestaltung, Digitale Realisation:
cre art · Neidhardt Werbe GmbH · Die Werbeagentur · www.creat.de · Fulda

Druck:
cre art · Neidhardt Werbe GmbH · Die Werbeproduktion · www.creat.de · Fulda

Verlag:
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG, Münster

ISBN: 978-3-402-24684-9

Made and printed in Germany, 2019

Besuchen Sie uns im Internet
www.w-e-g.eu
www.lebendigephilosophie.de

